

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 419.]

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

[Telephon Nr. 419

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße 50, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich M. 1,60. Monatlich 55 Pf. Postzeitungsliste Nr. 4089 a, 8. Nachtrag.

Die Anzeigengebühren betragen für die viergespaltene Zeile oder deren Raum 15 Pf., für Verammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pf., auswärtige Anzeigen 20 Pf. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 233.

Mittwoch, den 5. Oktober 1898.

5. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

Der Stuttgarter Parteitag.

Stuttgart, 2. Oktober 1898.

In der Hauptstadt des Schwabenlandes herrscht reges Leben und Treiben. Die heutige festliche Einleitung des morgigen beginnenden Parteitages hat zahlreiche Parteigenossen aus ganz Württemberg in Stuttgart zusammengeführt. Die festlichen Veranstaltungen lagen sich hier sozusagen. Western wurde hier ein Kaiserfestmahl entfällt, heute findet hier das große Fest des Proletariats statt. Es bot gestern Abend der Bahnhof ein recht charakteristisches Bild, als die abreisenden Teilnehmer an der Demonstration, die Postbeamten in ihren Dreimastern, die Offiziere und Würdenträger in ihren goldstropfenden und ordentlichsten Uniformen mit den ankommen den Vertretern der deutschen Arbeiterschaft dort zusammentrafen. Dem Parteitag wird allseitig großes Interesse entgegengebracht, auch die Stuttgarter Behörden, die in glücklicher Weise noch nicht verpreußt oder verächtelt sind, legen der Veranstaltung keine Hindernisse in den Weg. Zum Beweise dafür mag die Thatsache gelten, daß es dem Komitee des Parteitages gestattet worden ist, das Empfangsbüreau in dem Festsaalzimmer des Hauptbahnhofesgebäudes anzuschlagen.

Die von den Stuttgarter Parteigenossen zu Ehren der Teilnehmer am Parteitag veranstaltete Begrüßungsfeier fand heute Abend im Stuttgarter Circus statt. Ueber 3000 Personen männlichen und weiblichen Geschlechts füllten den weiten Raum.

Die Manege war in ein Parterre verwandelt, das für die Delegirten und Ehrengäste reservirt war. Die Delegirten waren schon fast vollständig erschienen, der Parteitagsvorstand, mit Liebetuch, Weber, Singer, Auer an der Spitze, vollständig vertreten, auch die Fraktion hatte sehr zahlreiche Mitglieder entsandt, es seien nur die nennenswerthen: Abgeordneten Kloss, Maden, Wagner, Ged, Grabauer, Antrich, die Abgeordneten Wurm, Frohne, Dertel, Weister, Diez, Hoch, Schmidt-Sachsen genannt, ohne daß die Liste erschöpfend wäre. Auch zahlreiche ausländische Ehrengäste hatten sich eingefunden, u. A. der schweizerische Arbeitersekretär Grenlich, der österreichische Abgeordnete Daszynski, der Professor Wilhelm Paris und der Entel von Karl Marx, Gen. Douganet.

Vertreter der Presse sind aus aller Herren Länder erschienen und warten bereits ihres Amtes.

Die Feier wurde durch mehrere Ansprachen einer Kapelle eingeleitet, dann sangen 400 Sänger Begrüßungslieder, die von der guten Pflege schwäbischen Volksliedes prächtiges Zeugnis ablegten und mit stürmischem Jubel aufgenommen wurden. Es wurde dann ein Prolog gesprochen, lebende Bilder, Volkstypen des Schwabenlandes darstellend, folgten. Dann hielt Gen. Kloss, der neugewählte Reichstagsdeputirter für Stuttgart, die Begrüßungsansprache. Er führte etwa aus:

Nach einer so wirkungsvollen poetischen Begrüßung, wie Sie Euch, liebe Genossen, seihen, geworden ist, fällt es mir schwer, für die naechte Prosa unmehr das Wort zu verlangen. Unser Stuttgart hat sich lange danach gefueht, einen Parteitag in seinen Mauern zu empfangen; noch stets traten Hindernisse diesem Wunsch in den Weg; endlich ist es gelungen. Nun fragten sich die Genossen Stuttgarts: Wie können wir die Delegirten am würdigsten empfangen? Wir fanden grade vor den Reichstagswahlen, und da sagten wir uns: Die schlaueste Art, wie wir den Parteitag begrüßen können, ist: ihn in einer eroberten Wahlkreise zu begrüßen! Deshalb war es unser unablässiges Mühen, den Sieg in dem Kreise zu erringen. Wir wußten: das kann nur im ersten Wahlzuge geschehen; denn auf die Hälfte der bürgerlichen Demokratie kann nicht gezählt werden, das haben wir vor fünf Jahren gesehen. Und so haben wir denn unsere ganze Kraft an die eine große Aufgabe gesetzt: und unser Arbeit ist nicht amoussirt gewesen. (Beifälliger Beifall.) Schon einmal fand hier in Stuttgart ein Parteitag statt, im Jahre 1870. Damals war unsere Partei noch klein, und sie war noch uneinig: zwei Richtungen bekämpften sich, und das in einer Weise, die nicht geeignet war, uns neue Anhänger zuzuführen. Aber die Sozialdemokratie wuchs von Jahr zu Jahr; nur das berücksichtigte Jahr 1878 brachte uns einen vorübergehenden Rückschlag. Im Jahre 1884 hatten wir 9154 Stimmen im ganzen Lande, 1893 schon 42801 und 1898 62462 Stimmen. Und das trotz oder vielleicht grade wegen der gemeinen Agitation unserer Gegner vom Nationalliberalismus. Aber es ist nicht unsere Mühe allein, der wir diese Erfolge verdanken; ein mächtiger Verbündeter stand uns zur Seite, ein Verbündeter wider Willen: der Kapitalismus. Er hat die Furchen der Unzufriedenheit gezogen; unsere Aufgabe war es, in diese Furchen den Samen der Erkenntnis zu streuen; und dieser Samen ist herrlich aufgegangen. (Bravo!) Nur ein kleines Beispiel: Als 1889 unsere Partei offiziell gegründet wurde, wurde gleichzeitig die Württembergische Vereinsbank begründet, mit einem Kapital von 1368000 Mk.; bei ihrem 25jährigen Jubiläum zählte sie bereits 1800000 Mk.; alle größeren industriellen Unternehmungen unseres Landes sind jetzt von ihr abhängig; viele, viele Gewerbetreibende sind durch sie expropriirt worden. Und grade das ist es, weil durch die Akkumulation des Kapitals breite Massen in das Proletariat gedrängt werden, werden uns immer wieder viele, viele Anhänger im Lande zugeführt. (Bravo!) Wir sehen einer guten Zukunft entgegen; wir werden nicht nur diesen Wahlkreis erhalten, wir werden andere zu ihm erobern; der Kapitalismus wird uns hierbei trenn zur Seite stehen. (Sehr gut!) Mag man uns jetzt auch mit dem Zuchtthaus drohen; wir haben schon vor anderen Drohungen gestanden und haben nicht gezittert. Mag auch solch ein Zuchtthausparagrah kommen; für das Proletariat ist das Zuchtthaus nicht entehrend. (Beifall.) So wünschen wir denn dem Parteitag den besten Erfolg und wir hoffen, daß jeder einzelne Delegirte dazu beitragen wird. (Beifälliger Beifall.)

Genosse Liebetuch (mit stürmischem, nicht endenwollendem Beifall begrüßt): Genossinnen und Genossen! Als dem ältesten der anwesenden Delegirten — beifällig ein Vorrecht, auf das ich sehr

gern verzichten würde (Weiterkeit) — ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, auf den Willkommengruß zu antworten im Namen der Delegirten. Ich danke für den herrlichen Empfang, den man uns hier bereitet hat — ein Empfang, wie er nur möglich war in dem schönen Schwabenland. (Beifall.) Eine solche Aufführung, wie sie uns soeben geboten worden ist, hätten wir vielleicht nirgends sonst in Deutschland haben können. Mehr noch aber als hierfür danken wir Ihnen dafür, daß Sie zu unserem Empfang die rothe Fahne der Menschheit und der Sozialdemokratie auf den Hüften von Stuttgart aufgespielt haben. (Beifälliger Beifall.) Das war ein Schwabenstreich (Weiterkeit und Beifall) in der Weise des alten Uhlans, das war ein Schwabenreich, durch den Alles das, was früher einmal gesagt worden ist über die langsam voranschreitenden Schwaben glänzend widerlegt worden ist. (Beifall.) Wir wissen: Sie haben hier einen ganz besonders schweren Stand gehabt, denn der Kapitalismus ist hier nicht in der abschreckenden Form aufgetreten wie in anderen Theilen Deutschlands; hier hat die Reaktion nicht ein so widerliches Gesicht gezeigt wie im Norden Deutschlands, wo das preussische Inzertum jeden Mann, der Ehre und Freiheitsgefühl besitzt, mit Horn und Ingrimme erfüllt und in unsere Reihen hineinreibt. (Beifall und Zustimmung.) Sie haben hier etwas Demokratisches in Ihrem Staate und hier ist die Grenze zwischen der Sozialdemokratie und der bürgerlichen Demokratie sehr schwer zu ziehen, und das ist das, was unsere Gegner so gar nicht begreifen: die Demokratie ist etwa wunderbar Konvervatives (Sehr gut!) und in der Schweiz, in England und Amerika mit ihren bürgerlich-demokratischen Parteien schreitet die Sozialdemokratie langsamer vorwärts als in Ländern wie Deutschland und Frankreich. Und so war in Ihrem Staate mit einer starken Volkspartei die Stellung der Sozialdemokratie eine schwierigere als in anderen Theilen Deutschlands. Sie haben die Aufgabe erfüllt, das Banner der Sozialdemokratie zu entfalten und siegreich voranzutragen. Sie haben sich damit den Dank der Deutschen und der internationalen Sozialdemokratie verdient (Beifall), und nachdem Sie die Stadt bekommen haben, werden Sie auch das Land erobern. (Wiederholter lebhafter Beifall.) Es ist schon auf den Arbeiterkongress hingewiesen worden, den wir vor langer Jahren hier gehabt haben — es war 1870, unmittelbar bevor jeder fluchwürdige Krieg zwischen Frankreich und Deutschland angezündet wurde. Damals war es freilich nur ein kleines Arbeiterparlament, und hier in Schwaben war die Sonne der Sozialdemokratie noch nirgends aufgegangen. Wenn ich nun daran denke, welchen Weg wir in diesen 28 Jahren zurückgelegt haben, so kann ich nur sagen, es war ein Weg des Kampfes, und in diesem Kampfe ist die Sozialdemokratie fortgeschritten hier im Schwabenlande wie in ganz Deutschland. Der Kampf ist die beste Erziehung für eine Partei, und ohne den Kampf würde die Sozialdemokratie nicht das geworden sein, was sie heute ist. (Beifall.) Die Sozialdemokratie steht jetzt vor einem neuen schweren Kampfe; es ist ausgesprochen worden, daß die Organisation der deutschen Sozialdemokratie vernichtet werden soll; mit Zuchtthaus soll jeder bestraft werden, der zum Streik anreizt. Die Arbeitseinstellung ist die letzte Hilfe und das letzte Mittel des Koalitionsrechts (Sehr wahr!), und jetzt soll es heißen: das Zuchtthaus für Jeden, der dieses Recht ausüben will. Nun, wir stehen fest in diesem Kampfe, wir haben schon gefährlichere Krisen überwunden (Beifall) und wir haben es jüngst erst erlebt, wie ein Mann zu Grabe geleitet worden ist, in dessen Hand mehr Macht vereinigt gewesen ist, als in der irgend eines anderen Menschen seit dem Tode Napoleons. Er nahm den Kampf gegen die Sozialdemokratie auf; er hat, nachdem er uns nicht bestechen und verschrecken und vor seinen Wagen spannen konnte, versucht, mit Gewaltmitteln uns zu vernichten. Wir nahmen den Kampf auf, wir haben zwölf Jahre gerungen, und der Mann, der über alle mechanischen Gewaltmittel des Staates verfügt hat wie kein zweiter in der gegenwärtigen Zeit — er ist zerschmettert worden von der Sozialdemokratie (Stürmischer Beifall), zerschmettert worden deshalb, weil die Sozialdemokratie ein notwendiges Produkt und Ergaeniß der heutigen kapitalistischen Gesellschaft ist. (Beifall.) Und noch Eins, bevor ich zum Schluß komme. Unser heutiger Kongress ist in einem Punkte verwandt mit jenem Rumpfparlament von 1870. Wie damals als Vertreter des französischen Proletariats Eduard Bailant in unserer Mitte weilte, so haben wir auch heute einen französischen Genossen in unserer Mitte (Beifall), einen Genossen aus dem Reich und aus der Schweiz. (Beifall.) Die Sozialdemokratie kennt keinen Unterschied zwischen national und international. Die Nationen sind Individuen, und wie wir in dem Sozialismus nicht die Freiheit des einzelnen Individuums zerstören wollen, so soll auch in der Internationalität nicht der Charakter der Nationen zu Grunde gehen. (Beifall.) Es ist daher thöricht, einen Unterschied und einen Gegensatz zu konstruieren zwischen Nationalität und Internationalität. (Beifall.) Und so muß die Sozialdemokratie international bleiben und sie wird es ihrem ganzen Wesen und ihrem Ursprunge nach (Beifall) und sie, die einen Bismarck überwunden hat, wird jeden Kampf aufnehmen und bestehen. (Beifall.) Wir wissen — und auch dieser Kongress wird das zeigen — daß die Massen in Schwaben wie in Deutschland hinter uns stehen, und darum schließe ich noch einmal mit einem Hoch auf die internationale Sozialdemokratie! (Minutenlanger stürmischer Beifall.)

Grenlich, Zürich begrüßte die Anwesenden im Namen der Schweizer Parteigenossen. Er erinnert an die Zagung des Vereinstages deutscher Arbeitervereine, der 1865 in der „Stuttgarter Viedertafel“ stattgefunden hat. Es sei die erste Lebensäußerung des arbeitenden Volkes gewesen. Das allgemeine Wahlrecht sei damals das Ziel gewesen. Seit der Zeit habe man eine Aufsehung des arbeitenden Volkes erlebt. Ein Stück Arbeit, wie jedesgleichen die Weltgeschichte nicht mehr gesehen, sei fertig gemacht worden. Die fremden Parteigewesser seien hergekommen, weil sie Beschüssen des Parteitages eine große Bedeutung belegten, sie erfüllten in dem mehr als zwei Millionen Stimmen sozialdemokratischer Wähler eine bessere Garantie für den allgemeinen Weltfrieden als das Abklärungsmanifest des Baren. (Beifällige Zustimmung.) Redner verbreitet sich über die Bewegung und die Zustände in seiner Heimath. Die Schweiz befinde sich jetzt in einem Uebergangsstadium. Gegenwärtig bestehe die Gefahr, daß man die Thaten

des Anarchismus die Sozialisten entgelten lasse. Die Schweizer könne man freilich nicht expatriiren, dafür bürgte man die Verfassung. Aber man könne die Ausländer, die in der Schweiz eine Asylsuche suchen müssen, drangsaliren. Daher kämpfe die schweizerische Sozialdemokratie für die Erhaltung des Asylrechts. (Beifälliger Beifall.) Das sei wahrlich auch eine Kultur Aufgabe. (Zustimmung.) Es habe schon gar oft das Asylrecht Männer in Anspruch nehmen müssen, die früher sehr hoch standen und in die Tiefen hinabgeschleudert worden sind von den herrschenden Gewalten. (Mufe: Sehr richtig!) Gar Raucher sei als Flüchtling drangsalirt worden, dem später als Gefangenen von den Behörden größte Reuerenz erwiesen werden mußte. (Weiterkeit.) Die schweizerischen Genossen würden für das Asylrecht kämpfen. Jeder, der ein ehrlicher Mensch sei und nichts Schlechtes thue, solle in der freien Schweiz nach wie vor eine Zufluchtsstätte erhalten, wenn er auch eine von den herrschenden Klassen abweichende politische Ueberzeugung vertrete. (Beifällige Zustimmung.) Er beglückwünsche den Parteitag zu seinen Arbeiten. Er sei überzeugt, daß diese ihren Teil zur endlichen Befreiung der Menschheit vom Joch des Kapitalismus beitragen werden. (Stürmischer Beifall.)

Genosse Sperla verlas hierauf eine Anzahl Begrüßungs-Telegramme, eins davon war vom Senior der Partei, dem alten Lehner aus London, abgeschickt. Das weitere Programm des Abends enthielt noch zahlreiche Gesangs- und Musikvorträge. Stürmisch bejubelt wurde ein lebendes Bild, welches Marx, Engels und Lassalle als Marmorbilder in Lebensgröße zeigte. Hochgemüth verließen die Teilnehmer das schöne Fest, das jedem Einzelnen noch gewiß lange unvergesslich bleiben wird.

Genosse Sperla verlas hierauf eine Anzahl Begrüßungs-Telegramme, eins davon war vom Senior der Partei, dem alten Lehner aus London, abgeschickt. Das weitere Programm des Abends enthielt noch zahlreiche Gesangs- und Musikvorträge. Stürmisch bejubelt wurde ein lebendes Bild, welches Marx, Engels und Lassalle als Marmorbilder in Lebensgröße zeigte. Hochgemüth verließen die Teilnehmer das schöne Fest, das jedem Einzelnen noch gewiß lange unvergesslich bleiben wird.

Genosse Sperla verlas hierauf eine Anzahl Begrüßungs-Telegramme, eins davon war vom Senior der Partei, dem alten Lehner aus London, abgeschickt. Das weitere Programm des Abends enthielt noch zahlreiche Gesangs- und Musikvorträge. Stürmisch bejubelt wurde ein lebendes Bild, welches Marx, Engels und Lassalle als Marmorbilder in Lebensgröße zeigte. Hochgemüth verließen die Teilnehmer das schöne Fest, das jedem Einzelnen noch gewiß lange unvergesslich bleiben wird.

Politische Hundschau.

Deutschland.

Einer Erhöhung der Kartoffelpreise redet die „Korr. des Bundes der Landw.“ das Wort. So ist's recht, immer offen! Erst das Brot vertheuert durch die Erhöhung der Getreidezölle, dann das Fleisch durch die vollständige Grenzsperrre, dann die Hauptnahrung der Aermsten im Lande, die Kartoffel. Das sind die Junker-Ideale, unter denen sich der gutmüthige Deutsche krümmen soll!

Export auf Kosten des heimischen Marktes. Wir haben wiederholt schon Fälle angeführt, wie unter dem Schutze hoher Zölle die Industriellen eines Landes ihren Export dadurch zu fördern suchen, daß sie, um auf dem Weltmarkte Absatzgebiete erobern und halten zu können, nach außerhalb zu bedeutend billigeren Preisen als im Inlande verkaufen und im Inlande die Preise so erhöhen, daß der heimische Konsument den Ausfall, den der Industrielle bei seinem Auslandsgechäft macht, in vollem Umfange tragen muß. Einen neuen Beweis für diese Geschäftspraxis giebt die neue Preisfestsetzung für ober-schlesisches Eisen. Die jetzigen Preise sind nämlich für das letzte Quartal 1898 vom Verband der ober-schlesischen Walzwerke wie folgt normirt worden. Für die Provinzen Schlesien und Posen 150 Mark, für die anderen inländischen Absatzgebiete je nach Relation 145 bis 147,50 Mark pro Tonne franko Bestimmungsstation mit Aufrechthaltung der seitherigen Rabatte auf die verbandsmäßigen Ueberpreise von 25 pBt. für Schlesien und Posen, 33 1/3 pBt. für das übrige Inland. Für die Lieferungen nach dem Auslande notiren die ober-schlesischen Werke den verbandseitig vereinbarten Grundpreis von 125 Mark pro Tonne frei Walzwerk. Der Ausländer kann also die Tonne ober-schlesischen Eisen zu 125 Mk. beziehen, während der Abnehmer in Posen und Schlesien 150 Mk. oder 20 pBt. mehr bezahlen muß. Durch diese Belastung des deutschen Konsumenten, namentlich bei den Rohmaterialien der Fabrikation, wird die deutsche Produktion ohne Zweifel geschädigt, ferner aber das Ausland direkt angereizt, sich auf die gleichen Geschäftspraktiken zu verlegen. Man sieht, daß der Schutzzoll schließlich ein Hinderniß für die gegenseitige Konkurrenz keineswegs mehr bildet, nur daß durch die Konkurrenz unter dem Schutz-zollsystem die Konsumenten sämtlicher beteiligten Länder ihre Waaren theurer bezahlen müssen, und daß dadurch außerdem die stetige Entwicklung der Produktion aufgehalten wird.

Eine treffende Kritik der herrschenden Klassen in Preußen-Deutschland liefert die „Köln. Volksztg.“, das Organ der rheinischen Ultramontanen. Vor nicht langer Zeit hatte sich dasselbe Blatt gegen den Mamonismus in der konservativen Partei gewandt und die Raubritter- und Wegelagererpolitik der Junkersippe gebührend gebrandmarkt. Selbstverständlich war die „Kreuzzeitung“ über diese Kritik sehr erobst und behauptete, daß man schon aus dem Rückgang des Liberalismus und dem Vordringen der Konservativen bei den Landtagswahlen erkennen könne, daß die konservative Partei nicht im Interesse einer kleinen Gruppe liegende mamonistische Ziele, sondern wahre Volksinteressen vertrete. Gegen diesen Einwand wendet sich nun die „Köln. Volksztg.“ und legt

in treffenden Ausführungen die Ursachen des Niederganges des Liberalismus klar. Sie schreibt: „Freisinnige Blätter schoben die Schuld auf die Uneinigkeit in ihren Reihen, den „Eigensinn“ Herrn Richters u. s. w. Wir meinen, man braucht nicht viel Beobachtungsgabe und Menschenkenntnis zu haben, um auf viel tiefer liegende Ursachen zu stoßen.“

Weiter schreibt dann das Kölner Blatt:

„Man vergleiche nur den märkischen und ostpreussischen Landadelmann mit dem Berliner und Königsberger Kaufmann und wird sofort das Gefühl haben, ein politischer Kampf zwischen diesen Faktoren bedeuere dasselbe, als ein Zusammenstoß zwischen dem Eisernen und dem irrenden Topfe. Hier ein jäh, seltener „Druckpunkt“, der den „Judo-Freisinn“ behandelt wie einen waldbühnischen Sport, etwa wie eine Bärenjagd — dort ein gebildeter Philister, voller Rücksichtnahme und Zweifelhaftigkeit, sogar skeptisch gegen seine eigenen Ideale und Grundsätze, von „des Gedankens Klasse angekränelt.“ Im einzelnen, wie „on mano“ wird der konservativen den Freisinnigen über den Haufen rennen. Und warum ist der freisinnige Philister so geworden? Weil in seine Kreise unbemerkt der Geist der sogen. herrschenden Klassen eingebracht ist, denen Lientenant und Corporals die höchsten Ideale jugendlicher Mannlichkeit sind, so daß selbst der Sohn des selbstfreisinnigen Kommerzienrathes sein höchstes Ziel im „Sommer-Lientenant“ erblickt und gegen die Deklamations-Curiositäten, um sich die jüdische Aussprache abzuweiden und in recht „feudaler“ Weise zu schnarren.“ So ist man äußerlich „freisinnig“, aber mindestens die Jugend unterliegt gänzlich den Modebegriffen der konservativ-militärischen Gedankenwelt. In solcher Atmosphäre kann natürlich ein echter Bürger nicht gedeihen. Wenn der reichste, gebildetste und angesehenste Kaufmann sich hoch geehrt fühlt, falls irgend ein Lientenant von Prenzlauer sein Töchterchen zum Gemahl erwählen will, wenn die Sucht nach Orden und Titeln selbst den „freisinnigsten“ Mania überfällt, so begiebt sich das dieser Partei angehörende Publikum in ein „Mitteln“, wo sie keinen Angriff der konservativen Partei mehr abschlagen kann. Die freisinnige Jugend hat sich an Anschauungen gewöhnt, von deren Boden ihr die konservative Politik als allein logisch, die freisinnige als dem Lande schädlich erscheinen muß. Das Gegengewicht zu den patrizisch-bureaucratischen Anschauungen der herrschenden Klassen hält nicht mehr wie vor einem halben Jahrhundert die bürgerliche Demokratie, sondern die Sozialdemokratie; deshalb schwenken auch so viele freisinnige Wähler nach links hin ab. Vor einem halben Jahrhundert war in den bürgerlichen Kreisen ein — nach unferer Auffassung thörichtes — plebejischer Haß gegen Hof, Adel usw. verbreitet; jetzt hat diese Abneigung sich in ebenso ungerechtfertigte blinde Bewunderung verkehrt; der Hofmarschall, der Kammerherr sind jetzt angekannte und vielumworbene Persönlichkeiten selbst bei den freisinnigsten Leuten geworden. Der alte Bürgerstand ist geschwunden, und mit den konservativen Anschauungen hat sich selbstverständlich auch die konservative Politik und Partei weiter verbreitet.“

Den Konservativen giebt das ultramontane Blatt noch folgende Bille zu Schluden:

„Der „Kreuzzeitung“ aber mögen unsere Darlegungen über den Mammonismus in der konservativen Politik noch so unbedeutend sein, widerlege sie uns doch, wenn sie kann! Sie kann uns z. B. eine Uebersicht der konservativen Anträge und Interpellationen im Reichstag und Landtag, sowie eine Analyse der gehaltenen Reden vorlegen, um uns zu beweisen, daß die konservativen Abgeordneten weit mehr für ideale als für materielle Dinge sich interessiert haben; aber wir fürchten sehr, daß sie vor den Landtagswahlen keine Zeit mehr dazu hat. Im Uebrigen hat die Nation ihr Urtheil über die konservative Interessenpolitik längst sich gebildet. Für welche Gesellschaftsklasse die Konservativen sorgen und thätig sind, das weiß der ostpreussische Junker wie der Berliner Arbeiter, wenn er auch nicht die schönen Artikel der „Kreuzzeitung“ gelesen hat.“

Würde das ultramontane Blatt diese Kritik fortsetzen und einmal die schlesischen und westfälischen Grundbesitzer und die Bürger von Köln, Bonn und Aachen kritisieren, dann würde es herausfinden, daß in den agrarischen Kreisen des Zentrums nicht weniger mammonistisches Streben vorhanden ist, als bei den protestantischen Junkern Ostelbiens, und die katholischen Bürger der Städte sich nicht von den protestantischen Schwächlingen im Norden und Osten Deutschlands unterscheiden. In den katholischen Bezirken treten diese Mängel nur noch nicht so scharf hervor, weil dort die Arbeiter noch nicht zu dem selbstständigen Auftreten sich angeschwungen haben. Die Rücksicht auf die Arbeiter zwingt das Zentrum, noch Idealismus und Gemeinwohl zur Schau zu tragen. In der realen Politik aber marschirt das Zentrum Arm in Arm mit den Parteien, deren Politik die ultramontanen Blätter so treffend zu kritisieren wissen. Der Mammonismus der Junker und die Rückgratlosigkeit der Bürger sind soziale Erscheinungen, die von der Religion nicht beeinflusst werden. Nur da, wo die Arbeiter in die Politik eingreifen, wird mit den Schwächen und Sünden der herrschenden Klassen aufgeräumt.

Die Sozialdemokratie und der Spandauer Oberbürgermeister. In der Stadtverordneten-Versammlung am letzten Donnerstag in Spandau kam es bei einem Punkte zu einer recht heftigen, für sozialdemokratische Steuerzahler belehrenden Debatte. Vor einigen Monaten wurde das alarmirende Gerücht verbreitet, die in Spandau mit großen Opfern fast fertiggestellte Kanalisation zeige an den Röhren viele Risse, die unter dem Druck der auf sie lastenden Erde entstanden seien; auch seien die Röhren höchst porös, das heißt durchlässig, kurz, das Röhrenmaterial sei außerordentlich schlecht. Sofort angestellte eingehende Untersuchungen bestätigten die Fiobspost vollständig. Die Firma Hüser, welche die Lieferung der Röhren vertraglich übernommen hatte, erhob nunmehr den Einwand, daß die Undichtigkeit der Röhren von selbst verschwinde, sobald die Kanalisation erst in Betrieb gesetzt sei, denn durch den flüssigen Schlamm würden die Poren in den Röhren wieder verstopft. In der vorletzten Stadtverordneten-Sitzung wurde daraufhin der Beschluß gefaßt, zunächst das Gutachten einer Autorität auf dem Gebiete darüber einzuholen. Ungeachtet dessen hatte jedoch der Magistrat, ohne vorher die Stadtverordneten-Versammlung hierüber befragt zu haben, eine Deputation, bestehend aus drei Magistratsmitgliedern und zwei Stadtverordneten, zwecks Einziehung von Erlundi-

gungen an Ort und Stelle nach verschiedenen Städten entsandt und verlangte jetzt, nach vollendeter Thatsache, von der Stadtverordneten-Versammlung hierzu Bewilligung eines Credits in Höhe von 1500 M. Hiergegen wandten sich mit aller Entschiedenheit unsere Genossen Pieper und Dutsch; letzterer führte aus, daß schon oft derartige Nachbewilligungen von der Stadtverordneten-Versammlung verlangt worden seien, dagegen müsse aber energisch Front gemacht werden, keineswegs dürfe die Versammlung ihr Geldbewilligungsrecht aus der Hand geben. Der Magistrat hätte in diesem Falle ganz eigenmächtig gehandelt, wie dies schon oft geschehen sei. So habe die Gasdeputation zur Beschickung des Gasfachmännertages in Nürnberg auch ihn, Dutsch, in Vorschlag gebracht; statt seiner habe der Magistrat jedoch ein Magistratsmitglied, das nicht zu den Gasfachleuten gehöre, nach Nürnberg entsandt. Die vom Genossen Dutsch so abgeschossenen scharfen Pfeile verfehlten dem auch nicht ihre Wirkung, denn plötzlich erschien auch der Oberbürgermeister Köhne im Saale. Er griff sofort eine Aeußerung des Stadtrathes Müller auf, wonach Herr Dutsch lediglich wegen seiner Stellung im öffentlichen Leben nicht nach Nürnberg entsandt worden sei, und führte aus, es sei vollkommen richtig, daß der Magistrat die Entsendung des Herrn Dutsch als Deputirten der Stadt Spandau zum Gasfachmännertage in Nürnberg abgelehnt habe und zwar mit Einstimmigkeit; der Grund sei der, daß der Magistrat unsere Stadt nicht durch eine Persönlichkeiten vertreten lassen wollte, die eine solche Stellung in der Öffentlichkeit einnehme wie Herr Dutsch, was auch der Stimmung der Mehrheit widersprochen haben würde. Was würde man wohl in Nürnberg gesagt haben, wenn Herr Dutsch dort solche Reden geführt hätte, wie hier in der Versammlung? Wenn er, Redner, einen Leitartikel im „Vorwärts“ lese, so sei es ihm ganz, als wenn er Herrn Dutsch reden hörte. Der Magistrat habe das Recht, Deputirte zu ernennen, und so lange er die Ehre habe, dem Magistrat vorzustehen, werde dies Recht wahrgenommen werden. In der Erwiderung hierauf drückte Genosse Dutsch seine Freude darüber aus, daß der Oberbürgermeister einmal mit herzerfrischender Offenheit zu erkennen gebe, daß heute nicht mehr das Wort gelte, „alle Bürger seien vor dem Gesetz gleich“, sondern daß man dieselben in Bürger erster und zweiter Klasse sondere. „Warum“, so fuhr er fort, „sagen Sie nicht gleich: ich bin deshalb nicht deputirt worden, weil ich Sozialdemokrat bin.“ (Zwischenbemerkung des Herrn Oberbürgermeisters: „Wenn Sie es so auslegen wollen, ja.“) Glücklicherweise sei die Mehrheit der Spandauer Versammlung nicht der Ansicht des Stadtoberhauptes, denn es sei nicht jeder in derselben Reserve-Lientenant und konservativ. Die krasse Stellungnahme des Magistrats gegenüber der sozialdemokratischen Mehrheit städtischer Steuerzahler und vor allem seine Absicht, die Stadtverordneten zu bloßen Bewilligungsmaschinen zu degradieren, ging dann schließlich doch auch den hiebrigen Freisinnsmännern wider den Strich, mit großer Majorität wurde die Vorlage abgelehnt. Der Vorgang ist für unsere politischen Zustände bezeichnend.

Für die bevorstehende Revision des Strafgesetzbuches hat der „Verein Berliner Lokomotivführer“ an den Bundesrath eine Petition gerichtet, in welcher gebeten wird, es möge bei der Revision des § 316 des Str.-G.-B. (betr. die Gefährdung von Eisenbahntransporten) dahin abgeändert werden, daß in leichteren Fällen statt auf Gefängniß auch auf Geldstrafen erkannt werden könne.

Die Errichtung von Eisenbahn-Unfallämtern, seitens deren bei vorkommenden Eisenbahnunfällen die etwaige Schuldfrage der dabei beteiligten Bahnbeamten erst sachverständig geprüft werden soll, bevor die Sache eventuell an die Staatsanwaltschaft gelangt, wird in neuerer Zeit von Eisenbahnbeamten angestrebt. Auch der „Verband deutscher und österreichischer Beamtenvereine“, welcher am 18. v. Mts. in Stuttgart getagt hat, ist nun der Frage näher getreten und hat den Beschluß gefaßt, dem Justizminister für die Einführung von Eisenbahn-Unfallämtern einen vollständigen Gesetzentwurf zu unterbreiten. Derselbe ist von einem Amtsrichter Dr. Böthke ausgearbeitet, dem Verbandsvorsitzende, von diesem einstimmig angenommen worden und enthält u. a. folgende Bestimmungen:

§ 1. Für jeden größeren Eisenbahn-Verwaltungsbezirk wird ein Eisenbahn-Unfallamt gebildet. Die Abgrenzung der Bezirke steht dem Reichs-Eisenbahnamt zu.

§ 2. Das Unfallamt hat jeden in seinem Bezirke vorkommenden, durch den Betrieb verursachten Unfall zu prüfen und ein begründetes Gutachten abzugeben darüber: a) Welches der Hergang bei dem Unfälle war, b) welche mangelhaften Einrichtungen bei Gelegenheit des Unfalles hervorgetreten sind, und wie Besserung zu erzielen ist, c) durch welchen Fahrlässigkeit der Unfall verursacht ist, und ob der Schuldige strafgerichtlich oder disziplinarisch verfolgt werden soll, d) ob der Schuldige nach seinen Lebensverhältnissen und nach Lage des Falles schädenerzählungspflichtig gemacht werden soll, e) welchen Personen für ihre Thätigkeit bei Anwendung der Unfallgefahre eine Belohnung gewährt werden soll.

§ 3. Das Unfallamt entscheidet in der Besetzung von fünf Mitgliedern. Den Vorsitz führt ein Richter. Beisitzer sind zwei höhere Eisenbahnbeamte und zwei in Eisenbahnbetrieb unmittelbar thätige Beamte. Wird ein Eisenbahnbeamter beschuldigt, den Unfall verursacht zu haben, so kann er verlangen, daß vor Errichtung des Gutachtens ein sechs von ihm auszuwählendes Mitglied mit beratender Stimme hinzutritt. Der Beschuldigte muß gehört werden.

§ 4. Die Beisitzer sollen, so weit es möglich ist, nicht der Verwaltung angehören, für die das Amt errichtet ist. Wenn dies nicht durchführbar ist, sollen für die einzelnen Fälle wenigstens nicht solche Mitglieder berufen werden, die dem beteiligten kleineren Verwaltungsbezirke angehören.

§ 6. Sämmtliche Behörden sind verpflichtet, mit größter Beschleunigung zu verfahren. Es ist auf möglichste Einfachheit der Formen des Verfahrens Bedacht zu nehmen.

§ 8. Die Staatsanwaltschaft und das Gericht sind an das Gutachten nicht gebunden. Die Eisenbahn-Verwaltung darf nicht entgegen dem Gutachten ein Verfahren gegen einen Beamten einleiten oder die eingeleitete Untersuchung fortsetzen.

§ 10. Die Kosten der einzelnen Untersuchungen trägt die Verwaltung, in deren Bezirk der Unfall vorgefallen ist. Die allgemeinen Kosten tragen die beteiligten Verwaltungen antheilweise.

Die Palmnieder Bernsteinwerke, die bekanntlich dem Geheimen Kommerzienrath Becker von der Firma Station u. Becker gehören, sollen für den Preis von 10 1/2 Mill. M. einschließlich der Vändereien und Rohvorräthe an den Staat verkauft worden sein und am 1. Juli 1899 in den Staatsbesitz übergehen. Von agrarischer Seite wird die Höhe des Kaufpreises bemängelt. Selbstverständlich muß der Kaufvertrag vom Landtag sorgfältig geprüft werden.

Die deutsche Ausfuhr nach China. Es hat sein Interesse, ziffernmäßig nachzuweisen, in welchem Umfang Deutschland an dem Handel Chinas theilhaftig ist und wie sich die deutschen Handelsbeziehungen zu China in den letzten Jahren entwickelt haben. Nur so kann ja mit der nöthigen Klarheit festgestellt werden, welche Rolle Deutschland in dem Kampf um die Erschließung Chinas spielt. Da läßt sich nun nicht leugnen, daß die Zahlen eine die Schwärmer entwürdigende Sprache reden. Die deutsche Ausfuhr nach China ist nämlich im Jahre 1897 erheblich zurückgegangen. Während die Ausfuhr nach Japan sich beständig gesteigert hat — von 17,1 Millionen Mark im Jahre 1894 auf 26,1 im Jahre 1895, auf 35,6 im Jahre 1896 und 39,2 im Jahre 1897 — ist die Ausfuhr nach China 1897 bedeutend zurückgegangen. Sie betrug 1894 28,2 Millionen Mark, steigerte sich im Jahre 1895 auf 35,4 und im Jahre 1896 auf 45,3, sank dann aber im Jahre 1897 auf 32,3 Millionen Mark. Dieser Rückgang erklärt sich theilweise dadurch, daß die Lieferungen für die chinesische See- und Flottenverwaltung sich erheblich vermindert haben. An Kriegsgeschwehren und Munition lieferte Deutschland 1896 etwa für 10,2 Millionen Mark, 1897 nur für 2,1 Mill. Mark. Aber auch der Verkauf von Kaufmannsgütern ist zurückgegangen. Bei Textilzeugnissen hat sich die Ausfuhr gegenüber dem Vorjahre gegenüber von 9,3 auf 7,3 Millionen vermindert, bei Anilinfarben von 7,8 auf 5,3 Millionen, bei Nähmaschinen, deren Absatz nach China immer sehr bedeutend war, von 7,1 auf 5,1 Millionen, bei Uhren von 0,7 auf 0,3 Millionen Mark. Gegenüber diesem Rückgange gerade bei wichtigen Exportartikeln will es wenig bedeuten, daß die Ausfuhr einiger Artikel (z. B. Bier, Konfektionswaaren, Kupferwaaren) zugenommen hat.

Ins rechte Licht gesetzt werden die Zahlen für die deutsche Ausfuhr erst, wenn man damit vergleicht, wie sich die amerikanische Ausfuhr in den letzten Jahren entwickelt hat. Von dem Gesamtwerthe des chinesischen Außenhandels machte der Antheil der Vereinigten Staaten im Jahre 1897 bereits ein Siebentel aus. Im Jahre vorher hatte die Einfuhr amerikanischer Produkte in China bereits einen Werth von 3 596 000 Pfund Sterk. erreicht, das ist fast die Hälfte der gesammten englischen Einfuhr und beinahe 60 Prozent mehr als die deutsche Einfuhr nach China, die sich auf 2 264 000 Pfund Sterling bewertete. Hauptartikel des amerikanischen Importes in China sind Textilwaaren, Eisenwaaren, Maschinen und Werkzeuge; in Baumwollen- und Leinenwaaren hat Amerika die Konkurrenz der übrigen Staaten bereits zum größten Theil verdrängt. Das Ueberwiegen amerikanischer Eisenwaaren und Maschinen auf dem chinesischen Markte sichert den Vereinigten Staaten einen Hauptantheil an dem Eisenbahnbau in China.

Ob diese amtlichen Zahlen für unsere schwärmenden Gefühlspolitiker einigermaßen ernüchternd wirken und Bescheidenheit lehren werden?

Frankreich.

Zur Drehfus-Affaire. Der Petersburger Korrespondent der „M. Allg. Ztg.“ berichtet über eine Aeußerung, welche der Zar über die Drehfus-Affaire gethan haben soll. Danach hat der Zar angeblich zu dem Könige von Rumänien gesagt: „Die einzige Möglichkeit für Frankreich, sich unsere Achtung nicht ganz zu verschmerzen und uns den Beweis zu geben, daß wir unsere bisherigen freundschaftlichen Gestinnungen diesem Lande und seiner Regierung auch fernerhin zu bethätigen in der Lage sind, liegt in der ehrlichen, offenen und rückhaltlosen Wiederaufnahme des Drehfus-Prozesses, in der Reorganisation der Justizpflege, die eines zivilisirten Landes unwürdig ist und in der rückwärtsloseten Säuberung und Reorganisation seines Generalstabes. Führt Frankreich auf dem betretenen Wege fort, so müssen wir, wie alle gesitteten Menschen, uns von ihm abwenden.“ (?)

Straßenunbedingungen in Paris. Die Drehfus-Affaire bewegt in Paris alle Gemüther, so daß es nicht mehr ohne Brüggeleien abgeht. Am Sonnabend Abend hielt Gen. Faure in einer von etwa 6000 Personen besuchten Versammlung eine Rede über den Sozialismus und die Drehfus-Angelegenheit. Er protestirte zunächst dagegen, daß man Niemanden zu Picquart lasse. Die Sozialisten traten für Drehfus ein, da sie überhaupt für die Unterdrückten eintreten. Die Unfähigkeit des Generalstabes sei erwiesen. Das geheime kriegsgerichtliche Verfahren widerspreche der Freiheit. Die Versammlung nahm einstimmig eine Tagesordnung an, in welcher ausgeführt wird, das Proletariat

müsse sich bestreben, die militärischen Institutionen Frankreichs mit den Grundsätzen der republikanischen Demokratie in Einklang zu bringen und müsse volle Klarheit über die Verbrechen des gegenwärtigen Militarismus verlangen.

Nach Schluß der Versammlung wurden vier Personen wegen „aufheben der Ruhe“ verhaftet.

Vom Sonnabend ist noch zu melden, daß der Eigentümer des Wagram-Saales es abgelehnt hat, diesen für die von Presse auf Sonntag zu Gunsten der Revision des Dreyfusprozesses einberufene Versammlung herzugeben, weil er Ruhestörungen befürchtete. Am Sonntag hielten deshalb zahlreiche Polizeibeamte die Zugänge zu dem Wagram-Saal besetzt. Presse, welcher den Saal zu betreten versuchte, wurde gegen 1 Uhr verhaftet und zur Polizei gebracht. Vor dem Saal hatte sich eine ziemlich zahlreiche Menge angesammelt, aus deren Mitte vereinzelt Rufe: „Es lebe Bona! Es lebe die Revision“ erklangen. Einige Verhaftungen wurden vorgenommen. Unter den Verhafteten befanden sich auch der Direktor des Blattes „L'Aurore“, Vaughan, sowie der Redakteur des „Temps“, Morhardt, welche festgenommen wurden, als sie den Saal betreten wollten. Zwischen den Polizeibeamten und einer Anzahl Personen, welche die Absperrung der Polizei zu durchbrechen versuchten, kam es zu einem Handgemenge. Mehrere Personen wurden auch hierbei verhaftet, darunter auch der Deputierte Paulin Méry. Wiederholte Rufe: „Revision! Nieder mit den Juden!“ wurden laut. (Also mischten sich hier in die Ruhe nach Revision die Gegenrufe der Antisemiten.) In diesem Augenblicke erschien der „große“ Antisemit Deroulede an der Spitze zahlreicher Freunde, welche, da sie das Gitter vor dem Wagram-Saal geschlossen sahen, unter Hochrufen auf die Armee nach der „Place des Terres“ zogen. Gegen 2 Uhr wurden die Teilnehmer an der Kundgebung und die Neugierigen, die sich eingefunden hatten, von der Polizei zurückgedrängt.

Nachdem Deroulede die Festnahme Brehens', Vaughan's und Morhardt's erfahren hatte, begab er sich auf das Polizeibureau und ersuchte um Freilassung der Verhafteten; Presse lehnte indessen das Eingreifen Deroulede ab. Dieser wurde beim Verlassen des Polizeibureaus von den Antisemiten lebhaft begrüßt, wobei wiederum Hochrufe auf die Armee ausgebracht wurden. Presse, Vaughan, Morhardt und Paulin Méry wurden um 3 Uhr Nachmittags wieder aus der Haft entlassen.

Vor dem Wagram-Saal waren noch zahlreiche Teilnehmer an der Kundgebung versammelt, die indessen ebenfalls von der Polizei zerstreut wurden. In der Avenue Wagram kam es zu einem Zwischenfall, indem einige Personen beim Vorübergehen zweier Soldaten riefen: „Nieder mit der Armee!“ Die beiden Soldaten verletzten den Personen Foufclage. Die Menge nahm Partei für die Soldaten; es entstand ein Handgemenge; drei Personen wurden festgenommen.

So wird einstweilen die Dreyfusfrage durch die Brüggeleien der „Patrioten“ gelöst.

Von sonstigen Heldenthaten der rassenhegerische Chauvinisten und Stützen des Militarismus wird noch berichtet: Bei den Demonstrationen am Sonntag sind viele Verwundungen vorgekommen. Deroulede sprach das Publikum mit den Worten an: „Kinder, gehorcht den Anordnungen der Polizei, das sind brave Leute, ehemalige Soldaten.“ Die Polizei schritt denn auch nur gegen die Sozialisten und Dreyfus-freundlichen Demonstranten mit blanker Waffe ein. Die Passanten mußten eine von Deroulede mitgebrachte Fahne mit der Aufschrift „Vive l'Armée“ grüßen; wer den Hut nicht abnahm, wurde geschlagen. Sodann wurde ein Scheiterhaufen errichtet, wo eine große Anzahl revisionsfreundlicher Schriften verbrannt wurde. — Ist es schon Tollheit, hat es doch Methodel!

Wann eine Entscheidung des Kassationshofes in Sachen Dreyfus erfolgen wird, ist noch nicht abzusehen, doch scheint der Kassationshof das Verfahren nach Möglichkeit zu beschleunigen. Der Generalprokurator Manau hat bereits die Prüfung der Dreyfus-Akten beendet. Die „Libre Parole“ meint, Manau werde in seinem Gutachten erklären, eine Revision des Dreyfus-Prozesses sei unmöglich, anders sehe es jedoch mit einer Annulierung (Aufhebung) des Urtheils.

Wie aus Cayenne gemeldet wird, ist der französische Kreuzer „Dubouche“ bei der Isles du Salut vor Anker gegangen. Diese Anordnung ist anscheinend zu dem Zwecke, die baldige Ueberführung des Exhauptmanns Dreyfus nach Frankreich zu ermöglichen. Oberst Picquart soll, wie die „Petite République“ auf Grund von anonymen Briefen mittheilt, im Militärgefängnisse Cherche-Midi erkrankt sein; er ist, wie es heißt, in der Nacht vom Mittwoch von einem plötzlichen Unwohlsein befallen worden. Diese Angabe wird jedoch von anderer Seite als unbegründet bezeichnet. Angeblich hat Picquart erst am Sonnabend seinen Freunden schriftlich mitgeteilt, daß er sich vollständig wohl befinde. Nach einer Meldung aus München steht eine neue Aktion Björnson's in der Dreyfus-Angelegenheit bevor. In den nächsten Tagen werde sowohl in der Pariser „Aurore“, wie in Deutschland selbst ein offener Brief Björnson's an den Reichskanzler Fürsten Hohenlohe erscheinen, worin Björnson dem Reichskanzler diejenigen Personen in Rom und München nennen werde, zu denen er gesagt haben soll, Dreyfus sei

unschuldig, die deutsche Regierung habe die Beweise dafür in Händen.

Der Befehlshaber des Forts Mont Valerien, Major Walter, wurde als zweiter Befehlshaber des stehenden Lagers nach Chalons versetzt. Die Blätter streiten sich darüber, ob dies eine Beförderung wegen geleisteter Dienste oder eine Bestrafung wegen ungenügender Ueberwachung Geny's und seiner Kasirmesser sei.

China.

Mord und Todtschlag in China. Wie das „Neutersche Bureau“ erfährt, erhielt das Auswärtige Amt in London ein Telegramm des englischen Gesandten in Peking Sir Macdonald, welcher meldet: Ein Mitglied der Gesandtschaft, Wortimore, wurde, als er mit seiner Gemahlin nach Hause zurückkehrte, von Chinesen angegriffen, beleidigt und mit Steinen geworfen. Im weiteren Verlaufe des Tages wurden amerikanische Missionare und der chinesische Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft in ähnlicher Weise angegriffen, wobei der Sekretär einen Rippenbruch erlitt. In Peking herrscht eine gefährliche Stimmung. Der Gesandte meldet weiter, er habe wegen dieser Beschimpfungen sehr energische Vorstellungen bei der chinesischen Regierung erhoben. — Mit den „Vorstellungen“ allein wird es nicht abgethan sein! — Nach einer Depesche des Bureau Dalziel aus Schanghai melden Telegramme, die ein Taotai (Regierungspräsident) einer chinesischen Zeitung zur Verfügung stellte, daß der Kaiser Selbstmord begangen habe, nachdem er das Dekret vom 22. September unterzeichnet hatte. Diese Meldung fasse man so auf, daß der Kaiser auf Anstiften der Kaiserin-Wittve, Li Hung Tschang's und des Eunuchen Tsch ermorde worden sei. Alle Hinrichtungen von Personen, die als reformfreundlich verdächtig waren, seien heimlich vorgenommen und alle chinesischen Sekretäre der Yamen's, die englisch sprechen, seien ergriffen und verbannt worden. Die Anhänger der Kaiserin erhielten die wichtigsten Regierungämter. Die Franzosen und Russen, welche das vollständige Gelingen ihrer Pläne unter dem neuen Regime vorhersehen, jubeln offen über die Entfernung des Kaisers. Die englische Presse in Ostasien ist natürlich in hohem Grade aufgebracht und verlangt die Absetzung und Verbannung der Kaiserin und Li Hung Tschang's. Sie sagt sogar, daß allein das Protektorat Englands über China der jetzigen Lage ein Ende machen könne. Doch schließt man aus den Bewegungen des englischen Schwaders, daß man in London noch an kein energisches Vorgehen denkt; auch will man wissen, daß der Gesandte Sir M. Macdonald nichts thun könne, da die nöthigen Befehle aus London, wo man den Ernst der Lage noch nicht begriffen, fehlen. Die jingoistische (chauvinistische) „Evening News“ schreibt zu dem Ueberfall des Gesandten: „England muß jetzt handeln. Wäre der Insult ein Deutscher gewesen, so würde es China mindestens 1000 bis 2000 Quadratmeilen Landes und zwei Kathedralen kosten.“

Sittlich und Jungbengel.

4. Oktober.

Standrecht? Unsere gestrige Notiz enthielt eine unrichtige Angabe insofern, als der eine Angeklagte zu drei Wochen — nicht Jahren — Gefängniß verurtheilt ist. Demnach fallen die angekündigten Folgerungen fort.

Der Sozialdemokratische Verein wählte in seiner gestrigen Generalversammlung zum Vorsitzenden den Genossen Menschel. Neue Distriktführer wurden bestimmt in 1., 4. und 7. Distrikt in der Person der Genossen Kappenhagen, Gamm und Glau. Ferner wurde mit 122 gegen 78 Stimmen beschlossen, Boten anzustellen, welche die Beiträge einzuholen haben.

Unsere Feuerwehr hat gestern einen strammen Tag gehabt. Gegen 5 Uhr wurde sie nach dem Hafen beordert. Auf dem Dampfer „Wilhelm Delfner“, welcher bekanntlich vor einiger Zeit bei Laaland auf Grund gerieth und erst am Sonnabend reparirt das Dock der Koch'schen Werft verließ, war ein Theil der Ladung, Salpeter, vermuthlich in Folge Selbstentzündung, in Brand geraten. Das am neuen Kaischuppen liegende Schiff mußte, sobald angänglich, abgeschleppt werden, um weiterem Schaden vorzubeugen. Trotz der gewaltigen Rauchmassen gelang es unter großen Anstrengungen, des Feuers Herr zu werden. Gegen 6 Uhr war die Gefahr vorbei. Heute Vormittag lag das Schiff bereits wieder löschbereit an der alten Stelle. — Kaum war der Brand im Hafen bewältigt, als Ordrer erging, vor das Burgthor zu rücken. Auf der Fabrik von Wilh. Sparkuhl u. Co. war die Harzdestillation in Brand geraten. Eine Rettung des mit brennbaren Stoffen wie Harz, Bech und Del gefüllten Gebäudes war natürlich unmöglich, dagegen gelang es, die Nachbarräume und die im Freien lagernden Vorräthe zu schützen resp. in Sicherheit zu bringen. An der Löscharbeit theilhaftigten sich die Koch'sche Fabrikprieze, die Schlutuper Feuerwehr und die von Travemünde herbeigeholten Handelskammerdampfer „Lübeck“ und „Travemünde“. An beiden Brandstellen waren zahlreiche Schaulustige erschienen. Der Feuerschein der brennenden Fabrik war auf eine weite Strecke sichtbar.

Risiko der Arbeit. In letzter Zeit haben sich auf Rostocker Werft mehrfach Unglücksfälle ereignet, die zum Theil erst jetzt zu unserer Kenntniß gelangen. So verunglückte in voriger Woche ein Nietwärmer durch Fall, wobei er sich außer dem Bruch eines Armes noch innere Verletzungen zuzog. — Gestern, Montag, fiel ein Arbeiter, dessen Namen wir leider nicht in Erfahrung

bringen konnten, von Deck eines Schiffes in den Raum. Die Verletzungen waren derartig schwer, daß man den Verunglückten ins Krankenhaus transportiren lassen mußte. Verlichweise verlautet, daß der Verletzte bereits verstorben ist. Hoffentlich bekräftigt sich dieses Gerücht nicht.

Tollwuth. Bei dem königlichen Institut für Infektionskrankheiten in Berlin ist bekanntlich eine Abtheilung für Schutzimpfung gegen Tollwuth nach Pasteur'scher Methode eingerichtet worden. Die Behandlung, welche in täglich einmaligen Einspritzungen besteht und 20 bis 30 Tage in Anspruch nimmt, erfolgt an und für sich kostenfrei und erfordert nicht die Aufnahme in die Anstalt. Bei Aufnahme von Personen, welche in Berlin anderweitig geeignete Unterkunft nicht finden, in die Anstalt betragen die Kosten für die Verpflegung bei Kindern (bis zu 12 Jahren) M. 1.50, bei Erwachsenen M. 2.— für den Tag. Die Ueberweisung an das Institut für Infektionskrankheiten erfolgt durch die Vermittelung des hiesigen Polizeiamtes.

Ein betriebender Unglücksfall ereignete sich gestern im Hafen. Bei der Firma Gebr. Behrens angestellte Flußschiffer Fred ist von seiner Schute über Bord gefallen und ertrunken. Der Unfall ist auf dem Kohlen dampfer, an den er anlegen wollte, nicht bemerkt worden, dagegen hat die Mannschaft des gerade vorüberfahrenden Dampfers „Deutschland“ denselben beobachtet. Die Leiche des Bedauernswürthen ist heute Morgen in der Nähe der Unfallstätte, bei dem Kohlenplatz von Postel u. Co. gefunden worden.

Vom Tage. Untersuchung ist eingeleitet gegen einen Bäckernecht, welcher seinem Meister 16 M. unterschlagen, und gegen einen Schlachtergesellen, welcher seinem Meister Fleisch gestohlen und für sich verkauft haben soll.

Straßensperrung. Wegen vorzunehmender Sielarbeiten ist die Strecke der Dornestraße von der Meierstraße bis zur Emilienstraße von Mittwoch den 5. d. M. bis zur Fertigstellung der Arbeiten für den Wagenverkehr gesperrt sein.

Gewerbevermeldungen. Im verfloffenen Quartal wurden 163 neue Gewerbe, darunter 71 von Staatsangehörigen, angemeldet. Im Einzelnen stellten sich die Neuanmeldungen wie folgt: Metzger 2, Wotheker 1, Wäcker 2, Bangiers 1, Barbier 3, Bier- und Selterwasserhändler 1, Bleicher 1, Böttcher 1, Buch- und Papierhändler 4, Zigarrenmacher 1, Kolonialwaarenhändler 2, Dachbeder 3, Tischhändler 1, Gastwirthe 3, Geflügelvermiether 1, Goldschmiede 1, Brillenwaarenhändler 1, Handelsleute 11, Handschuhwäckerinnen 1, Hölzer 10, Holzhändler 1, Holzwaarenfabrikanten 1, Kaufmannen 1, Kaufleute 21, Kaufschufterfabrikanten 1, Krämer 9, Krankenschwäger 1, Kunst- und Handelsgärtner 2, Kurz- und Galanteriewaarenhändler 1, Lederhändler 1, Lotterie- und Kollektoren 3, Malter 4, Maler 1, Malchenshändler 1, Maurer und Bauunternehmer 12, Dbst- und Gemüsehändler 4, Photographen 1, Reppschläger 1, Schänkwirthe 10, Schausteller 1, Schlachter 3, Schneider 4, Schuhmacher 5, Speisewirthe 2, Tabak- Zigarren- und Fischhändler 3, Tapeziere und Dekorateur 2, Tischler 6, Tischler 3, Uhrmacher 1, Wäscherinnen 1, Zimmerer und Bauunternehmer 5.

Handelsregister. Am 3. Oktober 1898 ist eingetragen: auf Blatt 508 bei der Firma „C. L. Newolt Nachfgr.“ C. F. J. Körner hat aufgehört, Inhaber der Firma zu sein. Jetziger Inhaber: H. J. M. Bröder, Kaufmann in Lübeck; auf Blatt 2074 die Firma: „Johannes Blöder“. Ort der Niederlassung: Lübeck. Inhaber: J. H. J. Blöder, Kaufmann in Lübeck.

Schwartau. Die Wahl eines Gemeindevorstehers ist erfolgt. Es erhielt Herr Wulff 9, Herr Referendar Böhmcker 7, Herr J. Bahrs 1 Stimme. Ersterer ist damit gewählt, falls er — bekräftigt werden sollte.

Hamburg. Mord, Selbstmord oder auch Unglücksfall? Gestern Morgen gegen 4 Uhr hörte ein Privatwächter und Bäckerknecht in der Nähe eines Staatslagerplatzes beim Fiebel-Kanal laute Hilferufe einer Frauenperson von der von der Ersten Klosterallee nach dem Behmweg führenden Brücke bei Falkenriedher. Als er mit einem Arbeiter des Straßenbahn-Depots hinzueilte, sahen die Beiden zwei Männer eiligst vorüberlaufen, die anscheinend etwas über das Brückengeländer geworfen hatten. Bei näherer Nachforschung wurde im Kanal eine völlig bewußtlose Frauenperson im Alter von etwa 20 Jahren gefunden, mit blondem Haar, schwarzkarrirtem Kleid, schwarzer Sammt-Pelerine, schwarzen Strümpfen und Schnürschuhe. Die angestellten Wiederbelebungsversuche waren erfolglos. Bei der Leiche fand man ein Paar braune Handschuhe, einen schwarzen Schleier, ein Portemonnaie mit 10 Pfg. und eine Photographie eines jungen Mannes im Briefmarkenformat. Neugierige Verletzungen sind an der Leiche nicht bemerkbar. Die Polizei hat eine eifrige Thätigkeit entwickelt, um die geheimnißvolle Affaire aufzuklären.

Altona. Grauenhafter Mord. Der in der Friedrichsbadstraße 84, 3. Etage wohnende Seemann Riphard, 42 Jahre alt, lebte mit seiner fünf Jahre älteren Ehefrau nicht im besten Einvernehmen. R. wird als ein ordentlicher Mensch geschildert; dagegen soll die Ehefrau sehr trunksüchtig gewesen sein. Der R. kehrte von einer vierwöchentlichen Seereise zurück und fand seine Frau betrunken im Bette. Dieselbe hatte Alles verseht und kam es dieserhalb zwischen den beiden Eheleuten schon zu Streitigkeiten. Dieselben wiederholten sich, als der Mann von der Frau verlangte, sie solle ihm Essen kochen, was diese verweigerte. Im Aerger hierüber verließ R. um 11 Uhr Abends die Wohnung. Als er weg war, ging die Frau auch weg, um Schnaps zu holen, kam aber bald wieder und ging zu Bett. Um 12 Uhr kehrte der Mann zurück, fand die Thür verschlossen und trat, als die Frau auf sein Klopfen nicht öffnete, die Thüröffnung ein, nahm einen Besenstiel und schlug damit die Frau so lange, bis sie still liegen blieb. Hieran noch nicht genug, nahm er auch die Trümmer der Thüröffnung und schlug ebenfalls damit auf die Frau ein. Dann

legte er sich zu Bett und schlief den Schlaf des Gerechten, als ob nichts passirt sei. Sonntag früh sah ein Wirtswohner des Hauses Blut unter der Thür durchdringen und benachrichtigte die Polizeibehörde hiervon. Die Letztere ließ dann die Wohnung öffnen und fand man die Frau mit zertrümmertem Schädel am Boden liegen, den Mann aber schnarchend im Bett. Man hatte Mühe, ihn zu ermuntern. Als er wach war und seine Frau liegen sah, schien er gar nicht zu wissen, was geschehen sei, sondern sagte sie am Arm und sagte, sie solle doch aufstehen. Der Mann ist selbstredend verhaftet.

Glmsborn. Ein Gerberstreik ist hier ausgebrochen und dauert schon längere Zeit. Es handelt sich um die Piening'sche Gerberei. Nachdem die streikenden Arbeiter den Schiedspruch des als Einigungsamt angerufenen Gewerbegerichts abgelehnt haben, beschlossen die vereinigten Gerber- und Lederzurichter hieselbst in einer am Donnerstag Abend stattgehabten Versammlung einstimmig, von Montag, 3. Oktober, ab keine Haut mehr einzuarbeiten und in längstens 14 Tagen die Hälfte sämtlicher in den hiesigen Gerbereien beschäftigten Arbeiter zu entlassen. — Die Herren Gerber und Lederzurichter wollen also, ihrem Kollegen Piening zu Liebe, die Hälfte sämtlicher hiesigen Gerbereiarbeiter an freiwilliger Arbeit hindern! Wie sagte doch der deutsche Kaiser in seiner Dönhofsener Rede? — „Der Schutz der deutschen Arbeit, der Schutz Desjenigen, der arbeiten will, ist von mir im vorigen Jahre in der Stadt Bielefeld feier-

lich versprochen worden. Das Gesetz naht sich seiner Vollendung und wird den Volksvertretern in diesem Jahre zugehen, worin Jeder, er möge sein, wer er will, und heißen wie er will, der einen deutschen Arbeiter, der willig wäre, seine Arbeit zu vollführen, darin zu verhindern versucht, mit Zuchthaus bestraft werden soll.“ — Darnach sind auch die Elmsborn'schen Gerber und Lederzurichter Zuchthauskandidaten.

Kiel. Unfall. Auf dem Dampfer „Titus“ fand, wie dem „H. F.“ telegraphirt wird, auf dem Wege nach Stettin eine Explosion statt, wobei zwei Leute verwundet wurden.

Aus Nah und Fern.

Ein seltsames Gesetz in Brasilien. Kein anderer Staat der Welt besitzt ein so seltsames Gesetz, wie es der brasilianische Kongress Ende vorigen Jahres zu Tage gefördert hat. Nach diesem muß nämlich jede Bierflasche, jede Streichholzschachtel, jedes Päckchen Cigarren mit einer Klebemarle versehen werden, um zu beweisen, daß der Händler die vorgeschriebene Steuer bezahlt hat. Die Marken müssen bei den Zoll- und Steuerämtern gekauft werden, aber die Regierung sorgt nicht bei Zeiten dafür, den Bedarf zu decken. Im Steueramt sind keine Marken, der Händler und selbst die Fabriken dürfen Nichts ohne diese verkaufen, und die Folge ist, daß eine Fabrik zuweilen wochenlang die Arbeit einstellen muß. Den Schaden, den allein hierdurch Fabrikanten und Händler

schon erlitten, kann man kaum berechnen. Aber es giebt noch andere Schliche, wie das Volk ausgefogen werden kann. Jede Streichholzschachtel soll 60 Hölzchen enthalten, keins weniger, keins mehr. Neulich wurde nun ein Gastwirth in Curitiba mit Geldstrafe belegt, weil ein Beamter bei ihm zwei Schachteln kaufte und in der einen 59, in der anderen 61 Hölzchen fand! Alle Augenblicke macht man Veränderungen im Reclament der Tabaksteuer, aber veröffentlicht diese nicht. Die armen Tabakhändler gerathen deshalb unfehlbar in die Schlinge und müssen Strafen zahlen. Die Beamten der Steuerämter bekommen für ihre Anzeige die Hälfte der eingenommenen Geldstrafen ausgezahlt, daher der Eifer. Diese Geldstrafen haben dem Bundeskassirer und den zahllosen Beamten bereits mehr eingebracht als der Kongress beim Erlassen des Gesetzes träumen konnte.

Sturmang-Sturmort.

Hamburg, 3. Oktober
Der Schweinehandel verlief unruhig.
Zugeführt wurden 380 Stück. Preise: Verkaufschweine, schwere 56—57 Mk., leichte 56—58 Mk., Sauen 48—53 Mk. und Ferkel 55—57 Mk. pr. 100 Pfd.

See-Berichte.

- D. „Der Preuss“, Kapit. V. Bethmann, ist am 1. Oktober von Königsberg auf hier abgegangen.
- D. „Dora“, Kapit. S. Bremer, ist am 1. Oktober von Memel auf hier abgegangen.
- D. „Marie Louise“, Kapit. J. Nachtweg, ist am 3. Oktober von Neval nach St. Petersburg abgegangen.
- D. „Fris“, Kapit. C. Schwarz, ist am 3. Oktober in Stettin angekommen.
- D. „Alice Krohn“, Kapit. Tretau, ist am 3. Oktober von Kotta auf hier abgegangen.

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber durchaus keine Verantwortung.

Wir ersuchen unsere Leser, diejenigen Geschäfte, welche im Lübecker Volksboten inseriren, zu berücksichtigen und bei event. Aufkäufen sich auf unser Blatt zu berufen.



Gestern Abend gegen 6 Uhr verlor ich durch einen Unglücksfall meinen innigst geliebten Mann und meiner beiden Söhne liebevollen Vater
Heinrich Frick
im 32. Lebensjahre. Tief betrauert von mir und allen Angehörigen.

Maria Frick, geb. Braad.
Lübeck, den 4. Oktober 1898.
Die Beerdigung findet am Freitag Mittag 12 Uhr vom Trauerhause, Obertrave 21, aus statt.

Nachruf.

Am 8. Oktober starb in Ausübung seines Berufes durch Unglücksfall unser treues Mitglied
H. Frick.

Ehre seinem Andenken!
Der Verband der Hafnarbeiter.
Section Fluhdiffer, Lübeck.

Für die Betheiligung und die Gratulationen zu unserer Goldenen Hochzeit sagen wir unseren herzlichsten Dank.
J. H. Eggers.

Dem zweiten Bevollmächtigten des V. d. Sch., Zahlstelle Lübeck, die besten Glückwünsche zum heutigen Tage.
G. Sch.

Dem zweiten Bevollmächtigten des hiesigen Schuhmacherverbandes nebst seiner jungen Gemahlin die besten Glückwünsche zum heutigen Tage.
H. B.

Gutes Logis **Mittstraße 39.**

Eine Seegrasmatratze und ein Segel zu verkaufen **Glockengießerstraße 67, 2. Et.**

Zu verk. eine zweischlägige Bettstelle mit Sprungfedermatratze, fast neu Belzerstr. 15.

Speise-Halle Hansa
Mungstraße 24, I.

Großer Mittagstisch von 11¹/₂—2 Uhr.



Feinste frisch geräucherte
Makrelen
hiesige edle Sprotten,
Büdelinge und Aale
empfehlen
J. C. H. Boy
Bedergrube 3, Wahnstraße 16.
Fernsprecher 115.

Der Neue Welt-Kalender

für das Jahr 1899

Preis 40 Pfg.

ist soeben erschienen und zu beziehen durch die
Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.
Johannisstraße 50.

Joseph Kürschner Der neue Reichstag von 1898—1903.

Jeder will wissen: Wer ist der Mann dieses oder jenes Wahlkreises, wie ist der Lebens- und Entwicklungsgang, wie die Prognose des neuen Abgeordneten? Alles dieses wird in diesem kleinen in Buchform erschienenen Werke beantwortet, welches zum Preise von 50 Pfg. zu beziehen ist durch die

Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.
Johannisstraße 50.
sowie deren Colporteurs und Zeitungsaussträger.

Weißer Säcke

die sich vorzüglich zu Handtüchern eignen, empfiehlt

H. L. Wiegels, vorm. J. C. Bange.
Fischergrube 61.

Frische Thüringer Blutwurst
Knoblauchwurst, Bratwurst, Kopffleisch
empfehlen

Dswald Keine, Cronsford, Allee 32a.

Frische Büdelinge

Fischräucherei Dorncstraße 17a.

Commerfang - Serringe
Ludw. Hartwig, Obertrave 8.

Eimerbier
verabfolge ich vom 1. Oktober an nur noch jeden Dienstag.
Malz- und Weißbier
in Flaschen und Gebinden.
Hochachtungsvoll **Ferd. Weiermiller,**
Schwartauer Allee 35.



Uhren reinigen . 1,50,
Federn einsetzen . 1,50,
1 Jahr Garantie.
Uhrgläser 1. Qual. 0,30.

Aug. Büttner,
Uhrmacher,
Gürzstraße 32.

Die große Sendung von Kängelampen Tischlampen Ampeln u. Kandelabern

ist eingetroffen.
Wache ganz besonders auf gute Brenner und billige Preise aufmerksam.

Haus H. Gröper
Case Central Mungstraße 18.

Feinste französische und
Magnum bonum-Kartoffeln
für den Winterbedarf liefert zu den billigsten Tagespreisen die Obst- und Gemüsehandlung
Augustenstraße 17.

Margarine

der Fabrik
Klatt & Pittmann in Hamburg
ist vorzüglich und bildet den unübertroffenen
Gesam für beste Naturbutter.
Fast überall zu haben.
Vertretung und engros-Lager:
Leopold Dose
Lübeck, Breitelstraße 3.

Achtung Maurer!

Diejenigen Kollegen, welche ihren Miethezuschuß noch nicht in Empfang genommen haben, werden ersucht, am Mittwoch den 5. Oktober, Abends 7¹/₂ Uhr, im Vereinshaus denselben abzuholen. Später sich Meldende können nicht mehr berücksichtigt werden.

Die Streikkommision.
Versammlung
vom Club der ehemal. Feuerwehr
am 10. Oktober
in den Centralhallen, Nachmittags 3 Uhr.
Tagesordnung wird in der Versammlung bekannt gemacht.
Der Vorstand.

Achtung!
Berftarbeiterverband
Mitglieder-
Versammlung
am Mittwoch den 5. Oktober
Abends 8¹/₂ Uhr
bei Spahrman, Hundestrasse 101.
Tagesordnung wird in der Versammlung bekannt gemacht.
Es wird ersucht, daß jedes Mitglied erscheint.
Der Einberufer.

**Central-Verband
der Maurer.**

Mitglieder-
Versammlung
am Mittwoch den 5. Oktober.
Tages-Ordnung:
Bereinsangelegenheiten.
Fragekasten.
Verschiedenes.
Die örtliche Verwaltung.

Circus Variété.
Täglich 7¹/₂ Uhr:
Der 2. gänzl. neue Spielplan,
welcher
alles bis jetzt Gebotene übertr.
Jeder überzeuge sich!
Nur Kunstkräfte allerersten Ranges. Man
muß schauen! — Man muß lachen!
Billets im Vorverkauf bis 6¹/₂ Uhr bei
Herrn Sager und Borchert ermäßigt.

Der Ursprung des Steuerwesens.

II.

Im römischen Staate bestanden in ältester Zeit die Steuern nur in dem Bezuhnten an Bodenprodukten und Vieh. Der Grund und Boden selbst war steuerfrei. Diese Steuerfreiheit galt auch für diejenigen Kolonien und Munizipien, welche das sogenannte *ius italicum*, das heißt das in Italien geltende Recht erlangt hatten, bis die Kaiser Diokletian und Maximian gegen Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr. sie aufhoben und eine Grundsteuer, *tributum*, einführten, wie sie in den das *ius italicum* entbehrenden Provinzen schon lange zuvor bestand. Uebrigens hatte schon Kaiser Octavian diese Provinzen zum Zwecke der Besteuerung in kaiserliche und senatorische eingetheilt und die Abgaben für beide genauer bestimmt, wonach die kaiserlichen Provinzen immer schwerer belastet wurden als die senatorischen. — Außerdem hatte man in Rom eine Kriegs- und Vermögenssteuer, sowie auch indirekte Steuern. Letztere waren sehr drückend, um so mehr, als man sie an beliebige Personen verpachtete, die nicht verfehlten, durch allerlei Erpressungen sich zu bereichern. Die drückendsten und berüchtigtsten dieser indirekten Steuern waren die Zoll- und Wegegelde; ihre Pächter, in der Bibel „Zöllner“ genannt, waren mit Recht verachtet und verurtheilt. Schon im letzten Jahrhundert v. Chr., nach den Siegen des Pompejus in Afrika, hatte Rom über etwa 240 Millionen Mark außeres Geldes an Staatseinnahmen aus Steuern zu verfügen. Durch die erwähnten Einrichtungen der Kaiser Octavian und Diokletian wurden die Einnahmen mindestens um das Doppelte erhöht. Erwähnenswerth ist noch, daß, um der mehr und mehr überhand nehmenden Verschwendung entgegen zu treten, das Volk auf Antrag der Senatoren von Zeit zu Zeit Luxussteuern anordnete. Dieselben verfehlten ihren Zweck vollständig, die steigende Genußsucht fand sich mit ihnen so leicht ab, daß sie bald ganz in Wegfall kamen. — Die römische Grundsteuer erhielt sich noch eine geraume Zeit im ostgothischen Reich, und auch in Frankreich unter den ersten Königen findet sie sich noch vor.

Den Anschauungen der germanischen Völkerstämme war der Gedanke der Steuerpflicht grundfremd. Noch unter der Herrschaft der Karolinger gab es in den rein germanischen Theilen des Reiches eine allgemeine öffentliche Steuer nicht; was damals unter den Namen „*stora*“ oder „*tributum*“ erwähnt wird, kann lediglich als privatrechtliche Leistung, welche vorzugsweise auf den Unfreien lastete, angesehen werden. „Steuerzahlen galt für ein Zeichen der Unfreiheit, Steuerfordern für Unrecht.“

Die Frage nach dem Ursprunge der Steuern bei den germanischen Völkerstämmen, zumal in Deutschland, wird dadurch entschieden, daß dieselben überwiegend mit dem Namen „*bede*“ bezeichnet werden, welches Wort nicht anderes ist als unser „*Witte*“.

Man erbat sich Abgaben und Dienste. Aber selbst dieser Modus konnte zunächst nur in sehr beschränktem Maße geübt werden; im fränkischen Reiche wenigstens waren die Verbote für Grafen und sonstige Beamte, Ab-

gaben und Dienste, sei es auch nur bittweise zu begehren, sehr häufig.

Bald jedoch bildete sich das Bedewesen zu geregelter Form und zu einem anerkannten Institut aus. Die Macht der Gewohnheit, welche im deutschen Rechtsleben eine so bedeutende Rolle spielt, äußerte sich auch hier; aus jeder öfter wiederholten Leistung, „mochte sie ursprünglich eine freiwillige oder erzwungene sein“, erwuchs bald ein Recht und eine Pflicht, und mußte so auch „das Unrecht mit der Zeit zum gutem Rechte werden.“

Zweifelsohne konnte es denen, welche die „*beden*“ erließen, nicht an Mitteln fehlen, ihrer „*Bitte*“ Gehör zu verschaffen. Verhältnismäßig sehr schnell bildete sich die Anschauung aus, „daß der Unterthan rechtlich verpflichtet sei, den Herrn, sobald es Noth thut, durch Beisteuern zu unterstützen. Und als die laufenden Bedürfnisse durch eine regelmäßige jährliche Steuer befriedigt waren, blieb für die außerordentlichen Nothstände die außerordentliche *bede*.“

So gab denn das Bederecht die Grundlage für die staatliche Besteuerung im ganzen spätern Mittelalter ab.

Das Abgabewesen war zunächst hauptsächlich auf Naturaldienste und Naturallieferungen beschränkt. Leibeigene und Hörige der weltlichen und geistlichen Großen bestellten deren Felder mit Hand- und Spanndiensten, mit gemessenen und ungemessenen Frohuden in den mannigfachen Abstufungen und Arten. Freie und unfreie Mansi (Bauernhöfe) mußten dem Gutsherrn frohnen, erstere etwa fünf bis sechs Wochen im Jahre, letztere gewöhnlich drei Tage in der Woche. Das waren die Leistungen in natura. Die Naturallieferungen, die sowohl auf die Bürger der dem Herrn pflichtigen Städte und Flecken, als auch auf die freien und unfreien Mansi entfielen, bestanden in Feld- und Bodenfrüchten, Vieh und sonstigen Produkten der Landwirtschaft, sowie in den Erzeugnissen der verschiedenen Handwerke, wie in Mauerwerk, „*Geschichte der Frohnhöfe*“, in Grimms „*Weisheit*“ u. a. Werken nachzulesen. Schneider, Schuster, Handschuhmacher, Schmiede, Schlosser, Gerber, Wagner, Küfer — kurz alle Handwerker der unter Gutsherrlichkeit stehenden Städte und Flecken, brachten dem Herrn, was sie während der Tage, die sie ihm pflichtig, gearbeitet. Bauhandwerker (Maurer, Zimmerer u.) hatten sich „von einem leichten antwert ein antwertmann“ (von einem jeglichen Handwerk ein Handwerksmann) auf dem grundherrlichen Hofe zur Arbeit einzufinden. Selbst die Ehefrauen der Kolonnen waren von den Naturaldiensten und Lieferungen nicht ausgeschlossen. Berg in seinen „*Denkwürdigkeiten der deutschen Geschichte*“ theilt mit, daß die Frauen verpflichtet waren, Brot zu backen, Malz zu bereiten und „aus Eigenem“ ein Stück Leinen- oder Wollenzeug zu liefern.

Auf den weltlichen und vorzugsweise den geistlichen Herren — letzteren als „zeitweiligen Besitzern des Reichskirchengutes“ — lastete die Verpflichtung zu gewissen Leistungen für den Reichsdienst, namentlich für den Herr und das Heer des Königs. Diese Verpflichtungen wußten sie aber schon sehr frühe auf ihre Hinterlassungen abzuwälzen, wobei allmählig der Uebergang der Naturalleistungen in Geldleistungen stattfand.

Bereits zu Anfang des 9. Jahrhunderts sollen im Elsaß für den Unterhalt des königlichen Hofes beträchtliche Geldsteuern gezahlt worden sein. Vom Stifte Basel weiß man, daß der dortige Bischof sogenannte „*Königspennige*“ erheben ließ für das „*secrotutum*“, zu dem er dem Könige, wenn derselbe nach Basel kam, verpflichtet war. Der Probst von Kaltensborn ließ sich für die Fahrt nach Rom von jeder Hufe, die seine Hinterlassen inne hatten, einen halben Schilling Beisteuer zahlen. Einzelne Hofrechte — so das des Bischof Burkhard von Worms — gestatteten den Hinterlassen von persönlichen Diensten obgedachter Art durch Erlegung einer bestimmten Abgabe in Geld sich loszukaufen. Auch in Weihenburg waren Geldzahlungen an Stelle der Naturalleistungen für den königlichen Hof gestattet. Hier und dort waren auch Neben- und Naturallieferungen für die königliche Heerfahrt besondere Geldabgaben festgesetzt, so in Neumünster.

Alle die genau vorgeschriebenen Naturaldienste und Lieferungen sind selbstverständlich als gleichbedeutend zu achten mit Steuern, und zwar im strengsten Sinne des Wortes. Das Charakteristische der Steuern besteht ja eben darin, zu Gunsten einer herrschenden und bestimmenden Macht — möge dieselbe Gutsherrschaft, Gemeinde oder Staat sein — zur Befriedigung gewisser Ansprüche und Bedürfnisse derselben entrichtet zu werden. Ob nun die Entrichtung in besonderen Arbeitsleistungen (Naturaldiensten) oder in besonderen Produkten (Gebrauchswerthen), oder wie späterhin allgemein und durchweg in dem Tauschwerthe Geld besteht — das ändert an dem Wesen der Sache nichts. Noch heute lassen sich afrikanische Fährten, in deren Territorium der Tauschwerth Geld noch nicht zur Herrschaft gekommen, von ihren Unterthanen die Steuer in Form von Sklaven, Elephantenzähnen, edlen Metallen, Früchten u., kurzum in Tauschwerthen zahlen. Und noch heute zwingt die russische Regierung die armen Kamtschadalen und andere ihr unterworfenen Völkerstämme, ihr jährlich so und so viel Felle und Pelzwerke als „Beitrag zu den Staatslasten“ zu liefern, denn in Geld können diese Stämme ihrer Pflicht der Steuerzahler nicht genügen. Die russische Regierung steht sich bei den gelieferten Gebrauchswerthen ganz gut — denn was weiß der Kamtschadale vom realen Werth eines Fobelsells?

Die allgemeine Verpflichtung zur Steuerzahlung erstreckte sich auch auf die Städte. Zur Zeit des Aufblühens des städtischen Lebens jedoch genossen einzelne Städte des Vorzuges, von dieser Verpflichtung entbunden zu werden, meistens freilich nur gegen Uebernahme gewisser anderer Leistungen, wie Zahlung des Arealzinses, was z. B. bei Bern im Jahre 1218 der Fall war.

In der Regel war der Besteuerungsmodus der, daß die Stadt als einheitlicher Träger der Steuerpflicht galt und demgemäß eine Summe zahlte. Die Art und Weise, diese Summe von den Bürgern durch Einzelbesteuerung aufzubringen, war gewöhnlich ihrem eigenen Ermessen überlassen. Sehr bemerkenswerth ist, daß im dreizehnten Jahrhundert in vielen Städten, z. B. in Augsburg, die eidlische Selbstverschätzung der Steuerpflichtigen Eingang fand.

*) Vgl. Ziemer, Die deutschen Städteverfassung. S. 5.

*) Ebenjelski § 46.

Ruggiero, der Brigant.

Novelle von Konrad Tilmann.

3. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Als ich dann die Treppe hinunterging, um mich nach meinem Maulthier und dem für mich bestimmten Führer umzusehen, nicht ohne für meinen Gastwirth auf dem Tische ein Geldgeschenk zurückzulassen, fand ich auf der untersten Treppenstufe einen weißhaarigen, freundlich dreinschauenden Alten sitzen, der mich vertraulich anlächelte und mir erklärte, er warte hier schon zwei Stunden auf mich, und er sei derjenige, der mir zum Führer dienen wolle, ich möge nur bestimmen, wohin. Auch das Maulthier sei schon gefesselt und stehe bereit.

Vielleicht las er in meinen Mienen die Bewunderung darüber, daß er in seinen sichtlich doch schon hohen Jahren, der überdies klein und hager und etwas gekrümmt ausah, zu einem so anstrengenden Dienste auswählt sein sollte, denn er fügte ohne eine Frage meinerseits hinzu: „Ich bin Peppe Mafferi!“ was offenbar so viel heißen sollte als, mein Name bürgt für mich. Und er lächelte ordentlich selbstbewußt dazu.

So gab ich ihm denn zu verstehen, daß und warum mir daran liege, möglichst bald nach Chiazza zu kommen, hieß ihn, mein Maulthier vorzuführen und stieg auf, während abermals ein Haufe von Kindern, jetzt noch zudringlicher als gestern, aus allen den dunklen Häuserhöhlen hervorbrach und mich bettelnd und gaffend umringte. Ich war froh, als ich die enge, finstere Gasse wieder hinabreiten konnte, unterließ es aber nicht, vorher noch einmal an dem düstern des Sindaco emporzublicken, und da gewahrte ich den schrecklichen Hezentopf der wahnsinnigen Alten an einer schmalen Fensterluke, wie er grinsend zu mir herab lächelte, ja, ich meinte sogar schauernd zu bemerken, daß ihre dürre Knochenhand mir heraufwinkte. Ich glaube,

ich murmelte ein: „*Dii avertite omen!*“ als ich zu dem öden, düstern Felseneste hinausritt, das in der jungen, freudigen Morgenröthe des Frühlingstages nur noch weltverlassener und trauriger da lag, als unter dem Schleier der sinkenden Nacht gestern.

Langsam und schweigend ging es bergab, zunächst einen guten Theil des nämlichen Weges zurück, den ich gestern in blindem Vertrauen auf den Heimathssinn meines Reithiers hinter mich gebracht. Die Landtschaft war öde und einsam. Der Wind segte über die kahle Hochfläche hin und summte manchmal mit eigenthümlichem Getöse in dem bizarr geschichteten Gestein der Felsmassen. Der alte Peppe Mafferi trottete rüstigen Ganges, einen derben Knotensock in der Rechten, neben mir. Ich hätte mir die lange Wegstrecke gern durch ein Gespräch mit ihm gekürzt, fürchtete aber auf die gleiche unwillkürliche Schweigsamkeit bei ihm zu stoßen, die diesem Menschenklage da droben in den weltfernen sizilianischen Felsenestern eigen ist. Erst als ich seine reinerunden, beweglichen, schwarzen Augen munter auf mir ruhen sah, getraute ich mich, ihn anzureden.

„Wie heißt Euer Dorf eigentlich?“

„Fortone.“

Wir kam's in die Erinnerung, daß ich diesen Namen schon hatte nennen hören, und wenn mich nicht alles täuschte, als den eines in dieser Gegend berüchtigt gewesenen Räubernestes. Blötzlich erschien mir unter solcher Vorstellung auch der Sindaco seinem ganzen Wesen und Gehaben nach um vieles verständlicher und erklärlicher. Das Bewußtsein, unter ehemaligen Briganten zu hausen, mochte ihn wohl argwöhnisch, wortkarg und finstern gemacht haben und errichtete nach wie vor eine unübersteigliche Schranke zwischen ihnen und ihm selber; sie fürchteten ihn, aber er war auf seiner Hut vor ihnen. „Euer Sindaco muß einen schweren Stand haben in Fortone,“ sagte ich.

„Oh,“ machte der Alte, „im Gegentheil, Herr! Wir sind alle gut Freund mit ihm, — schon von früher her. Ein anderer hätte das gar nicht wagen dürfen, was er gethan hat.“

„Von früher her?“ wiederholte ich neugierig. „Freilich. Als er noch der berühmte Brigant war, den sie „il gigante“ hießen.“

Ich sah den Sprecher verduzt an. „Der Sindaco ein Brigant?“

„Das will ich meinen,“ versetzte er mit einem listigen Zwinkern, „und die Hölle hat er ihnen heiß gemacht, bei Herren vom Adel, damals, als sein Name noch die ganze Gegend mit Schrecken erfüllte und sein Name allein hinreichte, um die Schloßer zu verdröben, in deren Nähe man ihn gesehen haben wollte. Ja, das war eine Zeit, Herr! Damals hätten wir freilich jeden ausgelacht, der uns hätte voraussagen wollen, Ruggiero Pinto, der wilh Ruggiero, Ruggiero il gigante, werde einmal als Sindaco von Fortone in Ruhe und Frieden seine Tage beschließen. Für einen Verrückten hätten wir den gehalten. Und wenn nicht die gottverdammte Geschichte mit der Gemma gewesen wäre, — mit der tollen Gemma, — wer weiß, wie es gekommen wäre, wer weiß?“

Der Alte seufzte ein klein wenig und blickte wehmüthig und nachdenklich vor sich hin, während er weiter schritt. In mir aber war bei seinen verworrenen Andeutungen das rege Verlangen erwacht, die Geschichte dieses verwunderlichen Lebenslaufes im Zusammenhang zu vernehmen, und tausend abenteuerliche Vermuthungen darüber kreuzten sich in meiner Seele. „Ist die tolle Gemma etwa gar die alte Heze im Hause des Sindaco?“ fragte ich unwillkürlich.

„Das ist sie, Herr,“ bestätigte mir der Alte, der nun selber sich ganz in die Vergangenheit zurückzuleben schien, „und wie schön sie einmal war, das könnt Ihr freilich jetzt nicht mehr ahnen. Santa Madonna, ja, es ist lang

Aus Nah und Fern.

Die historischen eisernen Wiedertänfer-Rüstige, in denen der Schneidgerichte und nachmalige König von Zion, Jan von Seyden, und dessen oberste Räthe Knipperdolling und Kreckling auf dem Marktplatz zu Münster zu Tode gemartert wurden, sind am Donnerstag an dem neuen Lambert-Thurme, an dessen Vorgänger sie seit dem Jahre 1535 gehangen hatten, wieder angebracht worden. Man hatte neue, dem jерlichen gothigen Charakter des neuen Thurmes angepaßte Rüstige anfertigen lassen, aber die kaiserliche Regierung gab vernünftigerweise nicht die Genehmigung zur Anbringung derselben.

Abermals ein begnadigter Schutzmann. Der Schutzmann Walstab in Breslau wurde seinerzeit von der dortigen Strafkammer wegen Vergehens im Amte (Freiheitsberaubung) zu drei Monaten Gefängnis verurtheilt. Nachdem das Reichsgericht die gegen das Urtheil eingelegte Revision verworfen, richtete W. ein Gnadengesuch an den Kaiser. Dieses hat nunmehr den Erfolg gehabt, daß die gegen W. erkannte Freiheitsstrafe in eine Geldstrafe von 20 — zwanzig — Mark umgewandelt worden ist!

Nachwehen vom Wahlkampfe. Aus Waldenburg in Sachsen wird geschrieben: Der Abgeordnete Auer sollte am 12. Juni in einer Wählerversammlung in Callenberg groben Unfug begangen haben durch die Aeußerung: „Bismarck sei verrückter als verrückt geworden und habe schließlich die Verrücktheit begangen, einen Getreidezoll von 3 Mark einzuführen.“ Die erste gerichtliche Verhandlung am 5. August brachte kein Urtheil, weil der Richter annahm, der Einspruch Auer's gegen den Strafbefehl, der auf 14 Tage Haft lautete, sei nicht an die zuständige Behörde gerichtet gewesen. Die zweite Verhandlung in Zwickau hob diese Entscheidung auf. Am 20. September verhandelte nun das hiesige Schöffengericht über die Angelegenheit. Auer, der sich selbst vertheidigte, wies die Anschuldigung, die form- und geschmacklose Aeußerung gethan zu haben, auf das Entschiedenste zurück, die Zeugen widersprachen sich. Das Gericht erkannte auf kostenlose Freisprechung. Es könne dahingestellt bleiben, wie die Aeußerung gelautet habe; grober Unfug liege auf keinen Fall vor, da von einer Beunruhigung des Publikums in seiner Allgemeinheit keine Rede sein könne, es aber auch nicht angehe, für jede Aeußerung, die man sonst nicht fassen kann, den § 360¹¹ als Rückenbüßer zu benutzen. — Auer, der seit 18 Jahren diesen Wahlkreis vertritt und in dieser Zeit 5 Wahlkämpfe durchgemacht, stand zum ersten Male hier unter Anklage. Aber der Liebe Mühe war umsonst!

Galle a. S. Unschuldig verurtheilt. Das hiesige Schwurgericht sprach den 31jährigen Pferdetrreiber Reinboth aus Wolbeck bei Hettstedt im Wiederaufnahmeverfahren von der Anklage der Aufstiftung zum Meineid frei. Reinboth war seiner Zeit zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt worden, von der Strafe hatte er bereits zwei Jahre und sieben Monate unschuldig verbüßt.

Endlich einmal die Freisprechung eines sozialdemokratischen Presslenders. Der Schuhmachermeister Joh. Brühne in Frankfurt a. M., früherer Reichstagsabgeordneter, hielt in einer sozialdemokratischen Versammlung am 21. August 1895 in der „Concordia“ einen Vortrag. Er soll dabei den Gensdarmen Voigt aus Idstein durch die Worte: „er habe danach einen Meineid geleistet“, beleidigt haben. Ueber den Fall wurde am

29. September vor der Frankfurter Strafkammer verhandelt. Der Angeklagte bestritt ganz entschieden diese Form der Aeußerung; er habe nur die sozialdemokratische Zeitung zitiert und gesagt: „Wie die „Volksstimme“ schreibt, soll der Gensdarm danach einen Falschheid geleistet haben.“ Der Bericht behandelte einen Brand in Idstein, bei dem der Gensdarm einen Arbeiter Mesling mit dem Säbel verletzt haben sollte. Sowohl das Schöffengericht in Idstein, wie die Strafkammer in Wiesbaden sprachen den damaligen Redakteur Hoch von der Anklage der Beleidigung des Gensdarmen frei, da der Wahrheitsbeweis als erbracht angesehen wurde. Gegen den Gensdarmen Voigt schwebte dann wegen seiner Aussage ein Meineidverfahren vor dem Kriegsgericht; es wurde jedoch wieder eingestellt. Dagegen hat das Zivilgericht den Gensdarmen zur Zahlung von 80 Mk. Krankenkosten verurtheilt, die der verletzte Arbeiter als Entschädigung verlangt hatte. Diese Vorgänge bildeten den Gegenstand des Zeitungsartikels, über den der Angeklagte damals referierte. Der Staatsanwalt sieht die Beleidigung als erwiesen an und beantragt ein Vierteljahr Gefängnis; das Gericht erkennt jedoch auf Freisprechung, indem es dem Angeklagten den Schutz des § 193, der von der Wahrung berechtigter Interessen handelt, zugebilligt.

Mannheim. Das Schöffengericht hat die Mitglieder der Boykottkommission von der Anklage des groben Unfugs durch Flugchriften, und die „Volksstimme“ wegen der Aufforderung, kein bojkottirtes Bier zu trinken, freigesprochen.

Protestantische Milderkeit. Nach der „Frankf. Ztg.“ wollten die bayerischen Sozialdemokraten ihrem verstorbenen Genossen, dem Landtagsabgeordneten Grillenberger, eine Gedenktafel an dessen Geburtshaus, dem Kantorshaus in Zirndorf, widmen. Die protestantische Kirchenverwaltung wandte sich als Eigenthümerin des Gebäudes an die höhere Instanz und diese hat die Zustimmung zur Anbringung der Tafel verweigert. Nun ist die Welt gerettet!

Kleine Chronik. Die Altmark wird von einer großen Raupenplage heimgesucht. Große Kossfelder sind völlig abgefressen. Auf der Bahndirektion Deblische-Wegeburg wurde ein Eisenbahnzug durch wandernde Raupen gefährdet. — Bei einer in Graefrath bei Solingen wohnenden Familie sollte Sonnabend die Hochzeit der Tochter stattfinden, als man kurz vor dem Traualte den Bräutigam als Leiche ins Haus schaffte. Vier Raupen hatten den jungen Mann überfallen und ermordet. — Durch Borag oder Boraxare konservirte Fleischwaren sind, wie vor dem Landgericht in Elberfeld festgestellt wurde, nicht gesundheitsgefährlich. Die betreffende Strafkammer sprach daher zwei Personen, die beschuldigt waren, mit Borax imprägnirte amerikanische Schinken verkauft zu haben, auf Antrag des Staatsanwalts selbst frei. — In Adlersbach bei Ruedelsbach ließ sich ein dreizehnjähriger Junge von einem Auge überfahren, weil er nicht mit zum Jahrmarkt gehen durfte. — Nach einem Wortwechsel schloß ein Grubenarbeiter in Königsbühl (D.S.) mit einem Revolver auf seine Mutter und jagte sich dann selbst eine Kugel in den Kopf. — Mißbrauchtes Vertrauen. Ein magistratlicher Bediensteter in Würzburg der die städtischen Bureau und Archive systematisch plünderte, wurde festgenommen. Als Registraturdiener und Oeffizier hatte er Zutritt zu allen Bureau; er benutzte dies dazu, Alles was ihm unter die Hände kam, verschwinden zu lassen. Bei Durchsichtung seiner Wohnung fand man nicht nur Bauwerkzeuge, Bureaukasten, Schreibmaterialien und sonstige Gegenstände aller Art, zu deren Fortschaffung fünf Handwagen notwendig waren, sondern auch alte und werthvolle Pergamenturkunden mit Siegelstempeln. Die Diebstähle müssen Jahre lang fortgesetzt worden sein. — Der Postdirektor Mascher aus Lichtenstein-Ernsthof wurde vom Zwickauer Schwurgericht wegen Unterschlagung im Amte zu 2 Jahren 6 Monaten Gefängnis verurtheilt. — Grabschänder. Das Schöffengericht in Wiesbaden verurtheilte den Kaufmann, früheren Gärtnerbesitzer F. Rüdmeier, wegen Schändung des Grabes seiner Mutter zu sechs Monaten Gefängnis. Der Staatsanwalt hatte neun Monate beantragt. Er hat

den Grabstein umgestürzt und diese angestrichene Kasse aus Nothdurst begangen, daß seines überlichen Lebenswandels wegen sein Vater sich weigerte, ihm Geld zu geben. — Der frühere Student der Philosophie, Karl Lambelet aus Weinheim, verstarb 17. März in Heidelberg, Baden-Württemberg. Die Mannheimer Strafkammer verurtheilte ihn zu zehn Jahren Zuchthaus. — In Mey wurde ein Italiener, der nahe an der Stelle ein Zimmer bewohnte, während der Nacht von Motten angefallen; die häßlichen Thiere sprangen im großen Mengen auf das Bett und bißen den Mann, der sich vor Schreck ihrer nicht zu erwehren wagte, in Gesicht, Arme und Beine. Infolge der ausgestandenen Angst wurde der Italiener von Krämpfen befallen, so daß er in ein Krankenhaus gebracht werden mußte. — Ein Anwesenbesitzer in Graßling in Bayern verkaufte jüngst sein Haus um sehr billigen Preis aus dem Grunde, weil er sich vor Motten nicht mehr retten konnte, da nichts mehr vor diesen Thieren sicher war, weder die Milch im Keller noch der Brotsack u. s. w. Der neue Besitzer nahm nun eine gründliche Suche nach diesen unangenehmen Thieren vor, und es gelang ihm nach vieler Mühe auch, die Schatzkammer zu entdecken, aus denen er 156 Motten, darunter solche von 2 Meter Länge, zu Tage beförderte und tödtete. Nun ist die längst ersehnte Ruhe in diesem Anwesen hergestellt. — Paris. Frau Caruot, Wittwe des ermordeten Präsidenten der Republik ist auf Schloß Preles geflohen. — Gefasste Juwelendiebe. In Budapest. Seit Mittwoch wurden 16 an Einbrüchen bei Juwelieren in Berlin, Wien, Prag und Budapest betheiligte Personen, darunter drei ungarische Raubleute, verhaftet. Die bisher konstatierte Schadenssumme beläuft sich auf 80000 fl. — In der Nähe der Station Masarowka ist ein Personenzug der Moskauer-Nischnenbahn mit einem Güterzuge zusammengestoßen. Vierzehn Personen verloren dabei ihr Leben, sechs wurden schwer verletzt. — Ein Erbeben wurde in Fortuna (Provinz Murcia) verspürt; Schaden wurde nicht verursacht.

Zur Kunst des Umgangs mit Königen. Aus der Zeit Wilhelms III., des vormaligen Königs von Holland (+ 1877), erzählt das Familienblatt „Illustrirte Chronik der Zeit“ folgende ergötzliche historische Reminiscenz: Der König ging im Jahre 1870 ernstlich mit dem Gedanken um, Preußen den Krieg zu erklären. Man erzählte sich im Haag damals allgemein, daß der König die Kriegserklärung bereits in seinem Schreibtisch liegen habe. Bei der Größe der Gefahr, welcher Holland durch diese Politik entgegenging, entschloß sich der frühere Ministerpräsident Thorbecke, ein ernstes Wort mit dem König zu reden. Thorbecke war trotz seiner großen Verdienste dem König in dessen sehr unsympathisch. Besonders mißfiel Wilhelm III. die merschütterliche Ruhe, welche Thorbecke mit feierlicher Miene in das Gemach des Königs der ihn mißtrauisch murrte mit dem gemöhnlichen: „Guten Morgen, Herr Professor, was giebt's Neues in der Welt?“ empfing. „Sire, nichts Besonderes, nur die Haager erzählen sich viel dummes Zeug!“ „Hoffentlich doch nur von meinen Ministern und nicht von mir!“ „Sire, auch von Ihnen!“ „Auch von mir?“ „Sire,“ begann Thorbecke, langsam, jedes Wort betonend — „die Haager sagen, Ew. Majestät wäre verrückt geworden. Weiter kam der kühne Redner nicht. Dunkelroth vor Zorn riß der König das schwere, silberne Tintensafß vom Tisch, um es dem Minister ins Gesicht zu schleudern. Doch das Schreibzeug hatte sich in die Tischdecke verwickelt und ebenso rasch hatte sich Thorbecke in seiner ganzen Höhe aufgerichtet, war dicht an den König herangeraten und sagte gelassenen Tones, aber mit eisigem Nachdruck: „Sire, wenn sie mir das Tintensafß an den Kopf werfen, dann haben die Haager Recht!“ Der König ließ die Hand sinken, während Thorbecke dann ehrerbietig, aber mit sehr deutlichen Worten die Nothwendigkeit der Neutralität Hollands nachwies und den König auch schließlich zu überzeugen wußte. Einige Stunden später verbreitete sich die Kunde, daß König Wilhelm III. das gefährliche Schriftstück eigenhändig zerrissen habe.

Her, sehr lange, und aus dem Menschen kann mancherlei werden, wovon er sich in jungen Jahren nichts träumen läßt.“

Er murmelte das letztere nur noch leise zwischen den Zähnen drein und stieß dann seinen mit eiserner Spitze bewehrten Stock so wuchtig auf das Wegegestein nieder, daß die Funken davon aufsprühten.

„Erzählt mir doch einmal alles, wie es kam, Peppe Masieri! Wollt Ihr? Der Weg ist lang und bietet wenig Reiz.“

Der Alte sah mich sekundenlang mit seltsam glimmernden Augensternen von der Seite an, dann zuckte er gleichmüthig die Achseln.

„Wenn Ihr's hören wollt . . .“

Und während ich nun weiter in den sonnenfrohen Lenzmorgen hineinritt, immer zwischen diesem öden, kahlen Felsgestein hin, auf das er keine sichtbaren Spuren seines Daseins zaubern zu können schien mit all seiner Sonne und lindem Ammut, und während Peppe Masieri sich immer dicht an meiner Seite hielt, die Augen gesenkt, den Stock kraftvoll mit vorgebeugtem Arm aufstoßend, vernahm ich in dieser schweigsam-verlassenen Welt um mich her eine wilde, seltsame Geschichte. —

Er war noch gar nicht lange „in die Berge“, d. h. zu den Briganten gegangen, als er seinen Namen auch schon in aller Munde gebracht hatte; und wo der Name genannt wurde, da verbreitete er Furcht und Entsetzen. Seinen riesigen Körperkräften zu Folge, in denen keiner mit ihm wetteifern konnte, hießen sie ihn „il gigante“. Wie eine übermenschliche Erscheinung kam er ihnen vor, und für alle diejenigen, die ihn mit den Augen gesehen hatten, vergrößerte das Gerücht seinen Wuchs und den Umfang seiner Gliedmaßen noch ins Ungeheuerliche. Legenden, die sich, von der allezeit geschäftigen Phantasie des Volkes auf Grund eines wirklichen Begebnisses erfanden, um seine Person spannen und von Mund zu

Mund gingen, breiteten überdies den Nimbus des Ungeöhnlichen und Absonderlichen über ihn aus.

Ruggiero Pinto war kein Brigant gewöhnlichen Schlages. Man wußte kaum, weshalb er in die Berge gegangen war, denn von den sonst üblichen Gründen, welche die Männer seines Landes veranlassen, sich der Verfolgung seitens der irdischen Gerechtigkeit zu entziehen, lag keiner bei ihm vor, und bloße Abenteuerlust oder der blinde Haß gegen alles Bestehende konnte ihn nicht getrieben haben, sich als vogelfrei außerhalb des Kreises seiner Volksgenossen zu stellen, weil er in seinem ganzen Wesen streng und schlicht war und auch streng und schlicht blieb, als er nach dem Tode des berühmten Leone, obgleich fast der jüngste von allen, zum Hauptmann der Bande gewählt wurde, die in den Felsenbergen der südöstlichen Inselhälfte ihr Wesen trieb. So nahm man an, daß ein Weib mit dabei im Spiele sei. Denn Ruggiero's Blut war wild und heiß, und seit er unter den Briganten war, blickte er finster drein und hatte nie mehr ein Auge für ein weibliches Wesen, duldete es auch als Hauptmann nicht, daß seine Leute sich mit den Weibern über das Nothwendige hinaus einließen oder solche gar mit sich ins Lager schleppten. Strengere Manneszucht hatte nie einer gehalten, als er.

In Verazzo, wo der „Gigant“ aufgewachsen war, munkelten sie davon, daß die schöne Gemma Ravalbi ihn als Freier ausgeschlagen habe. Warum? wußte keiner. Denn er war weder arm, noch hätte es sonst einer im Dorfe mit ihm aufnehmen können. Aber Gemma Ravalbi war launenhaft und gefallsüchtig. Sie spielte mit ihren Bewerbern und sie hatte ihrer viele. Es war ein Wunder, daß es nicht häufiger um ihretwillen zwischen den jungen Burtschen von Verazzo und den nahgelegenen Dörfern zu blutigen Händeln kam, und nur weil sie keinen von allen sichtlich bevorzugte, hielt man den Frieden nothdürftig aufrecht.

Eines Tages aber ward sie Carlo Lombardi's Frau.

Sie war auf einige Zeit zum Besuche bei einer Gebatterin nach Fortone hinübergegangen, und als sie zurückkam, hieß sie nicht mehr Gemma Ravalbi, sondern Gemma Lombardi. In aller Stille war die Trauung vollzogen worden, damit die Kunde davon nicht vorzeitig Aufsehen erregte und unter den Freiern daheim etwa böses Blut machte gegen den so sehr bevorzugten Eindringling.

Die Thatfache, daß die schöne Gemma den reichen Carlo Lombardi heirathete, nahm übrigens Niemandem Wunder, denn mit dem konnte sich von allen Bewerbern an Quattrini freilich Niemand messen, und so fand auch jeder diese Verbindung ordnungsgemäß und natürlich. Was alle in Erstaunen setzte, war nur, daß von den zurückgesetzten Freiern keiner Carlo Lombardi über den Haufen stach! denn das wäre ebenso ordnungsgemäß und natürlich gewesen.

Die Erklärung für das Ausbleiben dieser allgemein mit Bestimmtheit erwarteten Thatfache konnte nur darin liegen, daß von den Bewerbern sich jeder gleich sehr berechtigt oder gleich wenig verpflichtet fühlte, jene Forderung der gekränkten Ehre zu erfüllen, daß jeder sie von dem anderen gönnte. Schließlich, hieß es gerüchweise, hätten sie alle Ruggiero Pinto die Aufgabe übertragen, die Schmach der Verschmähten an dem begünstigten Freier zu rächen, oder das Loos, das sie zwischen sich geworfen, hätte für diesen entschieden. Ruggiero Pinto aber, erzählte man sich weiter, habe sich der ihm gewordenen Pflicht entzogen, weil er es nicht für ehrenvoll gehalten, mit seinen riesenhaften Körperkräften den ihm in keiner Weise gewachsenen Gegner anzufallen, den zu besiegen und niederzumachen für ihn keine Kunst war. Und um einerseits solchem an ihn gestellten, dringlichen Verlangen zu entsprechen, andererseits aus Gram und Born über der schönen Gemma Ravalbi Verlust selber, sei Ruggiero Pinto unter die Briganten gegangen. (Fortsetzung folgt.)